1,30 DM / Band 64
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

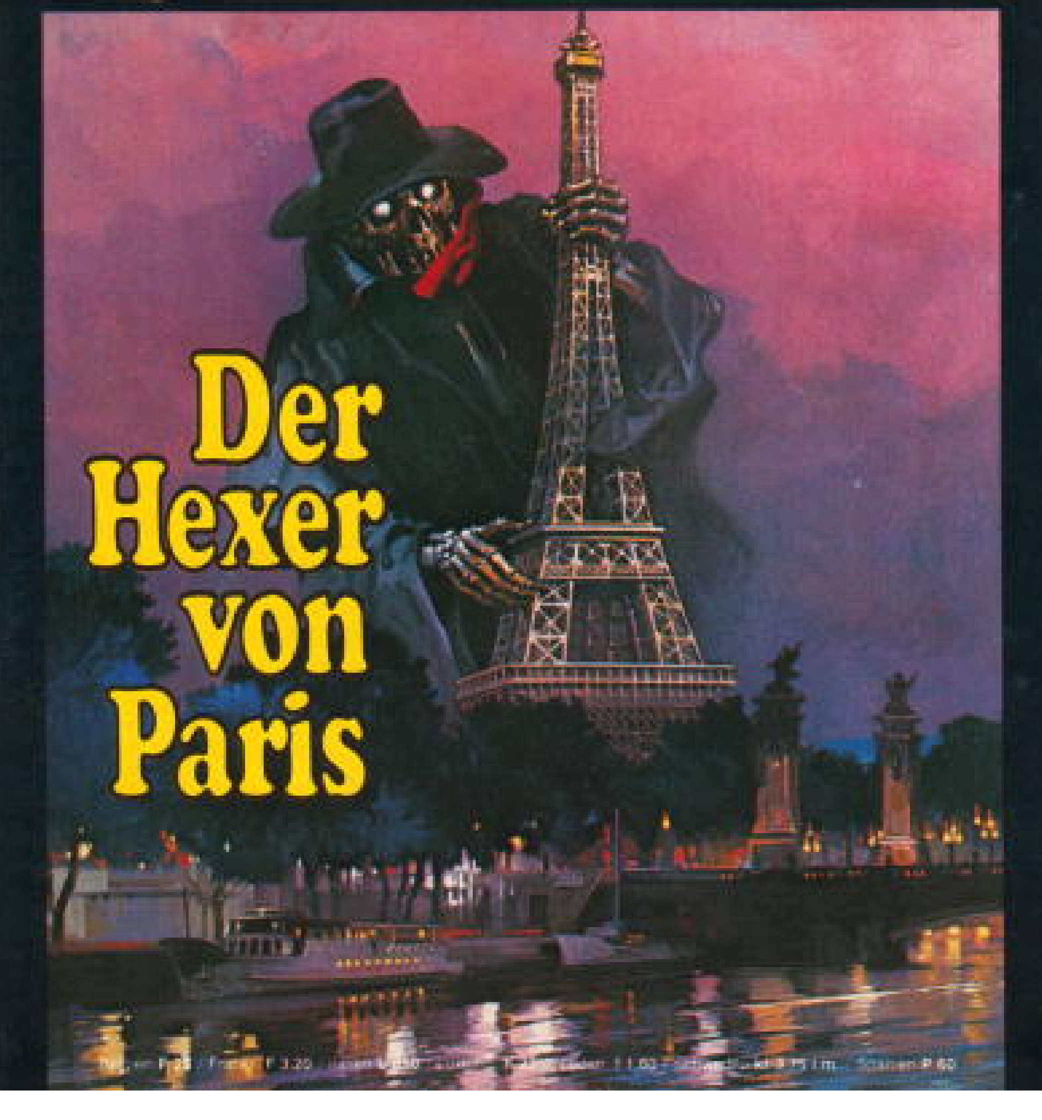
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Der Hexer von Paris

John Sinclair Nr. 64

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 25.09.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Hexer von Paris

Sie trafen sich in einer grauenhaften, alptraumerfüllten Welt. Noch nie hatte ein Mensch dieses Land gesehen. Es war der Vorhof zur Hölle, das Reich der Dämonen und des absolut Bösen. Hier wurden ihre Gegner für die ewige Verdammnis und für die Hölle vorbereitet. Dieses Land war aber auch eine Tabuzone für feindliche Schwarzblütler. Hier trafen sie sich, wenn sie einen Pakt schließen wollten, denn von Freunden konnte man bei ihnen nicht sprechen.

Der eine kam von der Erde, wo er einen Kampf gewonnen hatte. Es hieß Belphegor.

Der andere herrschte über zahlreiche Dämonenwelten mit grausamer Härte und Strenge. Er nannte sich der Schwarze Tod. Und beide Dämonen schlossen einen schrecklichen Pakt…

Der häßliche Totenschädel mit den weißen Augen bewegte sich beim Grinsen, als Belphegor seinem Freund, dem Schwarzen Tod, seinen Plan erklärte.

»Du willst über Paris herfallen?« fragte er.

Belphegor nickte. Er war der Dämon mit den kältesten Augen, die man sich überhaupt nur vorstellen konnte. Wer ihn als Mensch ansah, bekam unweigerlich das große Zittern. Bephegors Augen versprachen nur eins: den Tod!

Er selbst zeigte sich in seiner menschlichen Gestalt und unterschied sich kaum von den normalen Bürgern einer Stadt und eines Landes. Wenn er jemandem entgegentrat, war der Fremde, der Unerfahrene jedesmal von seiner Höflichkeit beeindruckt. Aber wenn der Jemand dann genauer hinhörte, mußte er den kalten, grausamen Unterton in seiner Stimme hören. Und dann wußte er genau, was es von diesem Mann zu halten hatte.

Der Schwarze Tod wußte es ebenfalls. Er hatte einen Generalstabsplan ausgeheckt, um seine Feinde, die es auch unter den Schwarzblütlern gab, zu vernichten.

Und dabei stand Myxin an erster Stelle.

Belphegor war für ihn der richtige Mann. Er wollte Macht, und die hatte der Schwarze Tod ihm versprochen, wenn er sich loyal zeigte.

Aber noch mußte verhandelt werden, und deshalb hatten sich die beiden Dämonen getroffen.

Nebel umwallte sie.

Er stieg spiralförmig aus einer unauslotbaren Tiefe hervor, wand sich als farbiger Schleier um die Körper der beiden Dämonen. Manchmal drang aus dem Nichts ein Windstoß und wirbelte die in düsteren Farben gehaltenen Nebelstreifen auseinander.

Belphegor ergriff das Wort. »Ich will endlich zuschlagen«, sagte er mit seiner kalten Stimme. »Lange genug habe ich gewartet.«

Der Schwarze Tod schaute ihn an. Sein matt glänzendes, dunkles Knochengestell wurde von einem langen Mantel verdeckt, die skelettierten Finger schlossen sich zur Faust. Er versuchte, die Gedanken seines Gegenüber zu lesen, doch Belphegor hatte eine magische Sperre errichtet.

Der Schwarze Tod überlegte. Konnte er diesem Dämon der mittleren Stufe wirklich trauen? Oder wollte Belphegor ihn hintergehen? Seit seinem Krieg mit Myxin, dem Magier, war der Schwarze Tod sehr mißtrauisch geworden. Er hatte schon einige Niederlagen einstecken müssen, so daß selbst Asmodis, der unumschränkte Herrscher der Hölle, aufmerksam geworden war.

Die gesamte Entwicklung gefiel dem Schwarzen Tod nicht mehr. Nach irdischer Zeitrechnung hatte sich in den letzten Jahren zuviel getan. Die einzelnen Dämonengruppen waren zersplittert. Manche

suchten krampfhaft eine Einigung, doch es spielten zu viele persönliche Interessen eine Rolle, als daß es wirklich zu einer festen Union gekommen wäre.

Früher war der Schwarze Tod der absolute Herrscher gewesen. Er als Asmodis' Stellvertreter hatte schalten und walten können, nun aber zerfiel die Union immer mehr. Und es war sehr schwer, die Einheit wieder zu festigen.

Von diesem Zerfall profitierten natürlich die Gegner der Schwarzblütler. Leute wie John Sinclair oder Professor Zamorra, die sich nichts sehnlicher wünschten, und die beide in letzter Zeit verdammt viel Glück gehabt hatten. Es war schwer, an sie heranzukommen, doch Belphegor hatte es geschafft. Ihm war das gelungen, wovon der Schwarze Tod eigentlich träumte.

Durch einen Trick hatte Belphegor die Chinesin Shao in seine Gewalt bekommen. Shao war Sukos Freundin. Und Suko wiederum war John Sinclairs Partner.

Die Weichen waren also gestellt!

»Nun, was ist? Hast du es dir endlich überlegt?« sprach Belphegor den Schwarzen Tod an.

Sein Ton war fordernd, und wiederum dachte der Schwarze Tod an vergangene Zeiten, als niemand gewagt hatte, ihn in einem solchen Tonfall anzureden. Aber die Zeiten hatten sich geändert.

Leider…

»Ja, ich habe darüber nachgedacht.«

»Und?«

Sie maßen sich mit Blicken. Es war ein stummes Duell, in dem niemand nachgab.

»Denk daran, ich habe sie. Die Zwerge stehen bereit. Und der Vorgang läßt sich noch beschleunigen. Das heißt, ich kann sie noch kleiner machen. Auf Mikrogröße zusammenstutzen, wenn es sein muß.«

»Du bist schon etwas Besonderes«, meinte der Schwarze Tod.

Belphegor hörte genau den Spott aus den Worten heraus, und er konterte. »Ich weiß, daß du vor mir Angst hast, aber keine Sorge, ich will dich nicht verdrängen. Ich will nur Paris. Früher hat es mir schon einmal gehört, da habe ich die Fäden gezogen. Jetzt will ich es mir wieder holen.«

»Sag mir deinen Plan«, forderte der Schwarze Tod ihn auf.

Belphegor breitete die Arme aus und drehte die Handflächen nach außen. »Die Zwerge werden über das Land herfallen und es in ihren Besitz bringen. Frankreich soll ein Stützpunkt des Bösen werden, in dem ich allein herrschen werde.«

»Und John Sinclair oder Professor Zamorra? Du weißt, daß Zamorra in Frankreich lebt.«

Belphegor winkte ab. »Das sind keine Gegner für mich. Du hast ja gesehen, wie schnell ich diese Shao in meine Gewalt bringen konnte. Mit den anderen wird es kaum weniger Schwierigkeiten geben.«

Der Schwarze Tod wiegte den Knochenschädel. »Sieh die Sache als nicht so einfach an. Wir haben schon jahrelang versucht, unsere Gegner auszuschalten und es nicht geschafft.«

»Ihr seid nicht ich«, erwiderte Belphegor sehr von sich überzeugt.

Wut schoß wie eine Lohe in dem Schwarzen Tod hoch. In diesen Dingen reagierte er überaus menschlich. »Vergiß nicht, daß dir Sinclair bereits eine Niederlage bereitet hat. Die Mystery School war ein Schlag ins Wasser.«[1]

Belphegor winkte ab. »Vergessen!«

»Aber nicht für mich.«

»Soll ich dir all die Niederlagen aufzählen, die Sinclair dir schon zugefügt hat?« höhnte er.

Da schwieg der Schwarze Tod.

»Wie lautete deine Entscheidung?« fragte Belphegor. Er wollte endlich wissen, woran er war.

»Du kannst Paris haben!«

»Gut, mehr wollte ich nicht.«

»Aber ich werde dich beobachten und vielleicht auch selbst eingreifen, wenn es nicht so klappt, wie ich es mir vorgestellt habe.«

Belphegor war so von sich überzeugt, daß er jovial zustimmte. »Kannst du ruhig. Ich habe keine Angst.«

»Dann wünsche ich dir Glück«, sagte der Schwarze Tod.

Belphegor lächelte kalt. Einen Lidschlag später drehte er sich um und verschwand in der Tiefe der Dimensionen.

Der Schwarze Tod blieb allein zurück. Er dachte über das Gespräch nach. Zufrieden war er nicht. Belphegor machte ihm einen zu starken Eindruck, und der Schwarze Tod sah seine Existenz als Asmodis' Vertreter gefährdet, denn wenn Belphegor es schaffte, die Gruppe um Sinclair und Zamorra zu erledigen, war ihm ein Aufstieg gewiß. Für den Höllenfürsten zählten nur die Erfolge in der Gegenwart und nicht die der Vergangenheit.

Der Nebel wurde stärker. Schon bald hüllte er die Gestalt des Dämons völlig ein, und als er wenig später wieder von einem Windstoß zerfasert wurde, war von dem Schwarzen Tod nichts mehr zu sehen.

Doch die Zeichen waren auf Sturm gestellt!

***

Auf die Idee, uns mitten in der Nacht in den Hyde Park zu bestellen, konnten eigentlich nur Verrückte kommen.

Oder Dämonen.

Myxin, der Magier, war ein Dämon.

Und er hatte das Treffen vereinbart. Er hatte auch die Bedingungen gestellt.

Suko und ich sollten allein kommen.

Wir waren gespannt.

»Wenn das eine Falle ist, tappen wir Idioten noch freiwillig hinein«, sagte Suko.

Ich hob die Schultern. »Wenn er uns hätte reinlegen wollen, wäre er nicht offen an uns herangetreten.«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich traue ihm nicht«, erwiderte er verbissen.

Von der Seite her schaute ich meinen Freund an, während ich den silbermetallicfarbenen Bentley durch die menschenleere Bayswater Road, an der nördlichen Grenze des Hyde Parks steuerte. Suko hatte sich nicht nur in den letzten drei Wochen verändert, er war regelrecht zu einem anderen geworden.

Der Chinese hatte seinen Schock nicht überwunden. Vor zwei Wochen war seine Freundin Shao nicht nur in eine Horror-Welt entführt, sondern dort zu einer Zwergin gemacht worden. Wir waren durch das transzendentale Tor im Kino des Schreckens ebenfalls in diese Welt eingedrungen, hatten Shao aber nicht mehr befreien können, sondern waren froh gewesen, diese Welt noch verlassen zu können: Und zwar mit der kleinen Caroline Potter, die in dem Fall eine Schlüsselrolle spielte. Letztendlich aber wahnsinnig geworden war und sich nun in einer Nervenklinik zur Untersuchung befand.[2]

Suko hatte seine Freundin gesehen, und ich konnte seine Reaktion sehr gut verstehen.

Shao war auf magische Weise zu einer Zwergin geworden. Aber nicht nur das. Auch ihr Bewußtsein hatte sich verändert. Sie stand jetzt voll auf der Gegenseite. Sie haßte mich und auch ihren früheren Geliebten, das hatten wir deutlich gespürt.

Die letzten beiden Wochen waren schlimm gewesen. Verzweifelt hatte Suko nach seiner Shao gesucht, doch die Arbeit erfolglos abgebrochen.

Shao blieb verschwunden. Niemand von uns wußte, wo sie war. In einer Zwischenwelt, in einem anderen Universum – oder in der Hölle? Sogar die letzte Möglichkeit mußten wir in Betracht ziehen, so schwer uns das auch fiel.

Ich bedauerte Suko von ganzem Herzen – nur helfen konnte ich ihm nicht. Er mußte mit seinen Problemen allein fertig werden. Das war schlimm.

Ich ging mit der Geschwindigkeit herunter. Suko sagte irgend etwas, was ich nicht verstand.

Ich fragte ihn danach.

Er hob nur die Schultern.
Ich hatte ihn davor gewarnt, seinen Rachegefühlen freien Lauf zu lassen. Suko richtete sich danach, doch in seinem Innern mußte die Hölle toben.
Nicht umsonst hieß in einem Operettentext: Immer nur lächeln – doch wie's da drinnen aussieht, geht niemand was an.
Aber mich ging es etwas an. Ich wollte nicht, daß Suko mit offenen Augen in sein Verderben rannte. Wie leicht konnte die andere Seite seine Schwäche und auch seine Wut ausnutzen und uns eine hinterlistige Falle stellen.
Jetzt waren wir auf dem Weg zu Myxin, dem Magier. Wir hatten einige Zeit nichts von ihm gehört, und ich fragte mich, was er von uns wollte. Hing dieses Treffen vielleicht mit Shaos Verschwinden zusammen? Er wollte nicht darüber reden, sondern sprach nur von einer Überraschung, die uns brennend interessieren würde.
Der Treffpunkt war genau festgelegt. Es gibt im Hyde Park einen Platz der »The Fountains« heißt. Dort werfen vier große Brunnen ihre Wasserstrahlen in die Luft. Außerdem ist dieser Ort tagsüber ein beliebter Treffpunkt für Hippies, Gammler und Lebenskünstler. Nachts ist es dort jedoch sehr still.
In den Park führen mehrere Straßen und eine schmale auch direkt auf die Brunnen zu.
Ich mußte nach rechts einbiegen.
Schon bald summten die großen Reifen des Bentley über den Teer der schmalen Fahrbahn. Geisterhaft strichen die Scheinwerferstrahlen über Büsche, kleinere Wege, Wiesen, Parkbänke und Bäume.
Es war genau acht Minuten vor Mitternacht. Am Himmel hatten sich dicke Sommerwolken zusammengeballt. Ein feiner, warmer Nieselregen fiel dem Erdboden entgegen. Das grüne Laub auf den Büschen und Bäumen glänzte.
Ich drosselte die Geschwindigkeit und fuhr im Schrittempo weiter. In wenigen Augenblicken mußten wir den Treffpunkt erreicht haben. Bei diesem Wetter blieben selbst die Liebespaare zu Hause oder in den Autos hocken. Kein Mensch befand sich auf den schmalen Wegen.
Dann erreichten wir unser Ziel.
Der Motor erstarb.
Ich stieg aus. Suko öffnete die Tür an der anderen Seite. Sofort fiel mir der Sprühregen ins Gesicht. Ich stellte meinen Mantelkragen hoch und ging die paar Schritte bis zu den vier Brunnen.
Suko blieb etwas hinter mir und deckte meinen Rücken. Man konnte nie wissen…
Die Brunnen waren rechteckig angelegt. Ihre Einfassung reichte mir bis knapp über die Schienbeine. Aus zahlreichen Düsen spritzte das Wasser fontänenartig zu den Seiten hin weg, fiel wieder zusammen,

wurde gesammelt und erneut in den Kreislauf gebracht. So ging nichts verloren.

Uns standen vier Brunnen zur Auswahl. An welchem uns Myxin erwartete, wußten wir nicht. Er würde sich schon zeigen.

Noch drei Minuten.

Ich war etwas nervös. Schließlich war ein Treffen mit einem unserer Feinde nicht gerade etwas Normales, auch weil wir ihm vor kurzem eine wichtige Waffe abgenommen hatten.

Die Dämonenpeitsche.

Wie würde sich Myxin verhalten? Wollte er sich rächen? Uns ausschalten? Oder uns einen Tip geben?

Auch das war möglich. Schließlich waren er und der Schwarze Tod ebensolche Todfeinde wie letzterer und ich.

Ich zündete mir eine Zigarette an und rauchte sie in der hohlen Hand, um den Tabak vor der Nässe zu schützen. Am ersten Brunnen blieb ich stehen.

Träge stieg der Qualm in die Luft. Der Regen näßte auf die Imprägnierung meines Burberrys.

Suko trug eine Lederjacke. Auch er hatte den Kragen hochgestellt und ging hin und her.

Ich warf ihm einen Blick zu.

Sukos Gesicht wirkte wie eine Maske. Keine Gefühlsregung zeichnete sich auf seiner glatten Haut ab. Aber ich wußte, daß es schlimm in seinem Innern aussah.

Mitternacht!

Von fern hörten wir das Bimmeln einer Glocke. Es kam mir vor wie Totengeläut.

Ich trat die Zigarette aus und stieß den letzten Rauch weg. Er vermischte sich mit dem Bodennebel. Obwohl es regnete, war es nicht kalt. Wir schwitzten beide. Ich vielleicht noch mehr als Suko, denn der Mantel hielt warm.

»Myxin hat uns versetzt«, sagte der Chinese plötzlich.

Ich hob die Hand. »Warte es ab. Bisher hat er Treffen immer eingehalten.«

»Vielleicht steht er an einem anderen Brunnen. Soll ich nachschauen?«

»Bleib hier«, erwiderte ich. »Er wird uns schon finden.« Ich hatte die Worte kaum ausgesprochen, als es geschah.

Zwischen zwei Brunnen tauchte Myxin auf. Er stand unter den Fontänen. Seine kleine Gestalt wirkte irgendwie verloren und kaum jemand ahnte, welch eine Gefährlichkeit von ihm ausging.

Myxin war wesentlich kleiner als ich oder Suko. Er war schmal in den Schultern und besaß eine leicht grünlich schimmernde Haut. Die Hände, hatte er in den Manteltaschen vergraben, und um seine Lippen

spielte ein kaltes Lächeln.

So kannten wir ihn, so präsentierte er sich uns auch heute.

Mit Suko war ausgemacht, daß ich erst einmal mit dem Magier redete. Ich hob die Hand.

»Du bist nicht pünktlich«, sagte ich.

»Was ist schon Zeit? Ich mußte mich erst erkundigen, ob ihr auch mit sauberen Karten spielt.«

»Wir sind keine Dämonen«, erwiderte ich ätzend.

Er lachte. »Es wäre aber spaßig, euch einmal als Schwarzblütler zu sehen.«

»Darauf können wir verzichten. Und jetzt komm zur Sache. Warum wolltest du uns sprechen?«

»Ihr sucht doch jemanden?«

Neben mir hörte ich ein Keuchen. »Der Kerl spricht von Shao«, knurrte Suko.

»Genau.«

Da drehte Suko durch. Bevor ich es verhindern konnte, stürzte er auf Myxin zu. »Du weißt etwas!« schrie er. »Los, raus mit der Sprache, oder ich erwürge dich auf der Stelle!« Seine Arme schnellten vor, die Finger wollten sich um den mageren Hals des Dämons legen, doch Myxin reagierte eiskalt.

Blitzschnell zog er seine rechte Hand aus der Tasche, und noch in der gleichen Sekunde schossen fünf Flammenstrahlen daraus hervor.

Alle fünf trafen Suko.

Der Chinese riß die Arme hoch und wurde mitten im Sprung gestoppt. Er torkelte zwei Schritte nach rechts und fiel schwer auf die Seite, wo er liegenblieb.

Wie ein Toter…

Ich hatte sofort gezogen, doch Myxin hob den Arm. Mir konnte er mit seiner Strahlenmagie nichts anhaben, denn mein silbernes Kreuz schützte mich.

»Schieß nicht!« rief er. »Dein Freund ist nicht tot. Obwohl ich ihn hätte töten können. Ich will mich mit dir unterhalten, Geisterjäger. Und zwar in Ruhe.«

Zögernd steckte ich die Waffe weg. »Du weißt selbst, Myxin, daß wir keine Freunde sind.«

»Nein, aber manchmal ist es nötig, daß man den Teufel mit dem Beelzebub austreibt, um einmal bei irdischen Sprichwörtern zu bleiben. Und in diesem Fall wird es nötig sein.«

Ich nickte. »Berichte.«

»Ihr seid auf der Suche nach Shao?« Myxin begann mit einer Frage. Als ich nickte, lächelte er hintergründig. »Finden werdet ihr sie nie. Jedenfalls nicht ohne meine Hilfe.«

»Dann weißt du, wo sie ist.«

»Ja.«
Die Regentropfen rannen mir in den Nacken, doch ich spürte die Kälte nicht. Ich fieberte innerlich einer Antwort entgegen.
»Shao befindet sich mit all den anderen in einem Zwischenreich, aus dem es für sie kein Entkommen gibt, für euch aber auch kein Hineinkommen. Diese Dimensionen sind euch versperrt. Sie und die übrigen Zwerge befanden sich in einer Warteposition.«
»Befanden?«
»Genau. Die Zeit ist reif. Belphegor und der Schwarze Tod haben sich getroffen und einen Pakt geschlossen.«
»Welchen?«
»Das weiß ich nicht. Mir ist nur bekannt, daß der Schwarze Tod Belphegor nicht bei seinen Aktionen behindert. Er wird ihm das zurückgeben, was ihm einmal gehörte.«
»Weißt du, was es ist?« fragte ich gespannt.
»Nicht genau. Aber es werden in Frankreich Dinge geschehen, die die Welt aufhorchen lassen.«
Ich holte scharf Luft. »Die Zwerge haben etwas damit zu tun?« fragte ich.
»Glaube ich schon.«
»Und Shao? Hast du sie gesehen? Wie steht sie zu Belphegor und zu ihrem früheren Leben?«
»Daran erinnert sie sich nicht. Sie gehorcht ihrem Meister blind, wie auch die anderen. Sie sind seine Armee und so gut wie nicht aufzuhalten. Denk daran.«
Ich wischte mir das Regenwasser von der Stirn. »Kannst du mir keinen Tip geben?«
Myxin hob die Schultern.
»Du willst nicht?«
»Wir sind Feinde, Geisterjäger. Außerdem hast du etwas, was mir gehört. Die Peitsche.«
»Du willst sie zurückhaben?« Myxin nickte. »Ja. Für einen Tip, Geisterjäger. Wir machen einen reellen Tausch.«
Myxin war, wie man im Volksmund sagt, eine linke Wehe. Aber auf seine Spielchen ließ ich mich nicht ein.
»Was überlegst du, Sinclair!«
»Ich überlege nicht mehr«, erwiderte ich. »Ich habe mich bereits entschlossen.«
»Und.«
»Du bekommst die Peitsche nicht!«
Myxin, der Magier, zuckte zusammen. Dann stieß er eine Verwünschung aus, und ich las in seinen Augen, daß er mit mir am liebsten wer weiß was angestellt hätte. Aber er kam gegen die Macht des geweihten Kreuzes nicht an. Dafür zischte er: »Das wirst du

bereuen, Geisterjäger. Sogar bitter bereuen. Ich schwöre dir, daß du und dein Freund diese Chinesin nicht mehr wiedersehen werdet!«

In seinen Augen funkelte es. Im nächsten Moment wurde die Gestalt durchsichtig, und Myxin war verschwunden. So, als hätte es ihn nie gegeben.

Tief atmete ich ein. Mit dem Handrücken wischte ich mir die Feuchtigkeit aus dem Gesicht. Nur gut, daß Suko die letzten Worte nicht gehört hatte.

Ich ging zu ihm.

Suko lag noch immer auf der feuchten Erde. Ich faßte ihn an der Schulter und drehte ihn herum. Dann schlug ich ihm leicht ins Gesicht.

Meine Methode hatte Erfolg. Verwirrt öffnete Suko die Augen.

Ich grinste ihn an. »Gut geschlafen?« fragte ich munter, obwohl mir mehr nach Heulen zumute war.

»John?« krächzte Suko.

Ich reichte ihm die Hand. Er ergriff sie und ließ sich von mir hochhelfen. Etwas wacklig blieb er stehen.

»Au verdammt!« schimpfte er, »da hat man mir aber was mitgegeben. Ich dachte, die Welt ginge unter.«

»Für dich ja.«

Suko rieb sich das Gesicht und schaute sich um. »Ist Myxin weg?«

Ich nickte.

Der Chinese blickte mich an. In seinen Augen las ich eine bange Frage.

»Nein«, log ich, »er hat nichts über Shao gesagt.«

Suko biß sich auf die Lippen. »Dann ist sie verloren.«

»Warte erst mal ab.«

Der Chinese schlug mit der rechten Faust in die linke offene Handfläche. »Du immer mit deinem Abwarten!« fuhr er mich an. »Du hast doch selbst gesehen, was aus ihr geworden ist. Hat sie denn überhaupt noch eine Chance?«

Ich schwieg.

Suko atmete schneller. Wieder stiegen all seine Wut, sein Ärger und seine Hilflosigkeit in ihm hoch. Er packte mit beiden Fäusten meine Mantelaufschläge, drehte sie und schüttelte mich durch. Er war erregt, und ich konnte ihn verstehen.

»Hat sie noch eine Chance?« schrie Suko mich an.

»Ja«, erwiderte ich wider besseren Wissens.

Der Chinese ließ mich los, schaute mich an und hob die Schulter. »Sorry, John, aber mir sind wieder einmal die Nerven durchgegangen. Nimm's mir nicht übel. Ich weiß selbst, wie sehr ich deine Freundschaft strapaziere, aber im Moment bin ich völlig durcheinander. Ich möchte hingehen und alles zertrümmern.«

Niemand konnte Suko besser verstehen als ich. Wie oft hatte ich Angst um Jane Collins gehabt. Ich schlug dem Chinesen auf die Schulter. »Okay, Partner, ist schon gut.«

Da geisterte ein Lichtpunkt durch die Büsche. Für den Bruchteil einer Sekunde streifte er auch uns.

Wir spritzten sofort auseinander, suchten Deckung und zogen unsere Waffen.

Schritte wurden laut. Sekunden später betrat ein Parkwächter das Areal vor den Brunnen. Ich atmete auf und steckte die Waffe weg. Während er in meinen Bentley hineinleuchtete, näherte ich mich ihm von rückwärts und hielt dabei meinen Ausweis parat.

»Suchen Sie was?« sprach ich ihn an.

Er wirbelte herum. Deutlich malte sich auf seinem Gesicht der Schrecken ab.

Ich hielt meinen Ausweis in den Lampenstrahl.

»Scotland Yard«, sagte ich noch erklärend.

Der Wächter atmete auf. »Und ich dachte schon, es wären Gangster. Bin ich froh. Wissen Sie, Sir, in den letzten Wochen treibt sich hier allerlei Gesindel herum, und da muß man auf der Hut sein.«

Ich nickte.

Suko näherte sich von der Seite. Als der Parkwächter ihn sah, machte er ein bedenkliches Gesicht.

»Keine Bange«, klärte ich ihn auf. »Dieser Mann dort gehört zu mir.«

»Ja, Sir.«

Der Mann verschwand. Sein dunkler Umhang glänzte regennaß. Wir warteten, bis der Parkwächter nicht mehr zu sehen war und stiegen dann wieder in den Wagen.

Ich startete und knipste die Scheinwerfer an.

Suko saß in Gedanken versunken neben mir. Auch ich beschäftigte mich mit dem, was Myxin, der Magier, gesagt hatte. Er erwähnte Paris. Dort würde sich etwas ereignen. Ich nahm mir vor, mit Suko loszufliegen. Doch vorher wollte ich einen alten Bekannten anrufen, der in Frankreich auf einem Schloß lebte.

Professor Zamorra!

Er hörte ja auch bekanntlich die Flöhe husten, wenn sich in der »Szene« etwas tat. Vielleicht wußte er schon was. Bei ihm war alles möglich. Noch deutlich konnte ich mich an den letzten Fall erinnern, den wir gemeinsam erlebt hatten. Damals ging es um die mordenden Pflanzen, die London fast den Tod gebracht hatten. [3]

Suko und ich waren so in Gedanken versunken, daß wir die Gefahr erst bemerkten, als es zu spät war. Ich vernahm hinter mir noch das Schaben, dann aber spürte ich zwei kalte Totenfinger im Nacken, die sofort zudrückten…

***

Paris – Stadt der Liebe, Stadt der Mode – Stadt der Lebensfreude. Wer Frankreich meinte, der dachte an Paris. An die Seine, an Montmatre, an den Place de la Concorde, an den Louvre und nicht zuletzt an den Eiffelturm.

Auch Roger Dolain, dachte an nichts anderes. Er kam aus der Nähe von Colmar im Elsaß und war zum erstenmal in Paris. Seine Arbeitskollegen – vor allen Dingen die älteren – hatten ihm von der Stadt vorgeschwärmt und ihn fast verrückt gemacht.

»Da mußt du hin, Roger. Da sind die Weiber scharf wie Rasierklingen. Und noch schärfer.«

Roger hatte mit glänzenden Augen und offenem Mund zugehört und immer nur genickt.

Ja, er wollte nach Paris.

Doch vor das Vergnügen haben die Götter bekanntlich den Schweiß gesetzt. Roger war genau das Gegenteil von einem Millionär, und eine Reise nach Paris kostet ihr Geld. Also mußte er sparen. Und das nicht zu knapp.

Aber Roger hatte Ehrgeiz. Franc für Franc legte er zur Seite. In den einheimischen Bars und Gasthäusern sah man ihn nicht mehr, und die Dorfschönen hänselten ihn, weil es sich inzwischen herumgesprochen hatte, daß er nach Paris wollte.

Roger aber ließ den Spott an sich abprallen wie an einer Mauer. Die waren sowieso nur neidisch.

Schließlich hatte er es geschafft. An seinem einundzwanzigsten Geburtstag kaufte er sich eine Fahrkarte, setzte sich in den Zug und fuhr los.

Er stieg am Gare de l'Est aus. Zum erstenmal atmete er Pariser Luft und war enttäuscht.

Er roch nichts von Liebe und Laster, sondern nur Auspuffgase, die verdammt konzentriert waren. Er kam sich etwas verloren vor mit seinem kleinen Handkoffer, als er sich von der Menschenmenge aus dem Bahnhof treiben ließ.

Die Taxis schnappte man ihm vor der Nase weg, da er sich nicht durchsetzen konnte.

Er ging dann zu Fuß. Manch mitleidige Blicke trafen ihn, da die Pariser schnell erkannten, welch einen Spezi sie da vor sich hatten. Am Boulevard Hausmann schließlich faßte er sich ein Herz und hielt ein Taxi an.

Der Fahrer beugte sich aus dem alten Renault. »Wohin?« fragte er.

Das wußte Roger Dolain auch nicht. Er sagte kurzerhand: »Eiffelturm.«

»Steig ein!«

Roger warf sich in den Fond. Der Fahrer, ein alter Profi, grinste. »Tourist, nicht wahr?«

»Ja, Monsieur.«
»Hast du schon ein Hotel?«
»Nein, Monsieur.«
»Dann werde ich dich erst einmal zu einer Bleibe fahren. Ich kenne da einen netten kleinen Laden, gar nicht teuer. Das ist genau das Richtige für dich, sonst kommst du mir noch unter die Räder, Kleiner.« Er lachte.
»Danke, Monsieur«, sagte Roger.
Er sah wirklich aus wie ein schüchterner Junge mit seinem blassen Gesicht, den zahlreichen Sommersprossen und der dicken Hornbrille. Roger trug einen braunen Anzug, dessen Hosenbeine viel zu kurz waren, und sein Hemd war vor drei Jahren modern gewesen. Es zeigte noch die Flecken vom letzten Essen im Speisewagen.
Der junge Mann machte einen provinziellen Eindruck. Er schaute aus dem Fenster, sah zur linken Hand den gewaltigen Komplex der Pariser Oper und weit vorn schon den Are de Triomphe, auf den der Fahrer den Wagen zulenkte, jedoch nicht bis zu dem Platz hinfuhr, sondern schon vorher nach links abbog und in Richtung Seine steuerte.
Der Knabe hinter ihm war genau das richtige »Opfer« für Madame Rosa. So hieß die Besitzerin der kleinen Pension, die die Vermittlungsgeschäfte des Fahrers gut honorierte. Und einen Blick auf den Eiffelturm hatte man von Madame Rosas Haus auch.
Was wollte der Knabe mehr?
»Wie lange dauert es denn noch, Monsieur?« erkundigte sich Roger Dolain schüchtern.
»Wir sind gleich da. Nur keine Panik, Freund.«
Die großen, breiten Straßen hatten sie verlassen und gondelten durch das Gassengewirr am Seineufer. Längst war es dunkel geworden. Vor den kleinen Bars und Restaurants schaukelten die Lichter im Abendwind.
Die Pension lag an einer schmalen Kreuzung in einem Eckhaus. Der Fahrer stoppte hinter einem alten 2 CV.
»Wir sind da.«
Roger stieg aus. Er schaute an der Fassade hoch und fürchte skeptisch seine Stirn. Das Gebäude sah aus, als würde es jeden Augenblick zusammenfallen. Aber so wirkten in Paris viele Häuser. In Parterre war ein Schnapsladen untergebracht. Aus der Destille stank es nach Likör und verschüttetem Pastis.
Der Taxifahrer legte Roger seine Hand auf die Schulter. »Du mußt links gehen. Mit der Bar hast du nichts zu tun.«
»Ich weiß nicht«, murmelte der junge Mann, »haben Sie kein anderes Hotel.«
»Ach, du mußt das nicht so eng sehen«, sprach der Fahrer auf Roger ein. »Hier ist es schon gut. Das Äußere täuscht.« Er schob Roger

Dolain kurzerhand auf die Tür zu.

Madame saß unten am Empfang. »Ah, ein neuer Gast«, begrüßte sie den jungen Roger. »Zum erstenmal in Paris, mein Kleiner, nicht wahr?«

Als Roger nickte, drückte Madame ihn an ihre gewaltige Brust und zerquetschte ihn fast. Roger rümpfte die Nase. Madame Rosa roch ihm zu sehr nach Schweiß und Knoblauch.

»Dann kann ich ja wieder fahren«, sagte der Taxifahrer.

»Natürlich, kannst du. Hau ab!« Madame löste sich von dem jungen Roger und wedelte mit beiden Händen.

Der Fahrer grinste schief, als er sich verzog.

Madame Rosa trug ein Kleid mit aufgedruckten großen Blumen. Im Nacken war es nicht mehr zu schließen, der Reißverschluß stand offen. Madame hatte in letzter Zeit leicht zugenommen.

»Wo möchtest du wohnen, Junge?« fragte sie.

Roger Dolain hob die Schultern.

»Ach, Junge. Sag mir, wie du heißt.« Madame spielte die mütterliche Rolle.

»Roger Dolain.«

»Woher kommst du?«

»Aus dem Elsaß.«

Madame Rosa verdrehte die Augen. Auf ihrem geschminkten, hochglänzenden Gesicht schien die Sonne aufzugehen. »Aus dem Elsaß. Wo die Hügel sind. Die Wälder. Wunderschön.«

»Waren Sie schon einmal dort?«

»Nein, aber man hat mir davon erzählt.« Sie legte vertrauensvoll eine Hand auf Rogers Schulter. »Weißt du, mein Kleiner, ich vermiete die Zimmer immer danach, aus welchen Gegenden die Gäste kommen. Du stammst aus dem Elsaß. Dort ist es etwas gebirgig. Und deshalb bekommst du ein Zimmer in der letzten Etage.«

Roger nickte nur.

»Komm, Junge.«

»Kann man von dort aus den Eiffelturm sehen?« fragte er schüchtern an.

»Aber sicher. Das ist das Zimmer mit dem besten Ausblick, mein Kleiner. Du wirst dich wohlfühlen.« Madame Rosa schob Roger auf den altersschwachen Gitterfahrstuhl zu, der aussah, als würde er jeden Moment zusammenbrechen.

Madame zog die Tür auf. »Bitte tritt ein, mein Junge.«

»Hält der denn?« fragte Roger skeptisch.

»Er hat schon über dreißig Jahre gehalten«, bekam er zur Antwort.

Roger stieg ein.

Madame Rosa zog einen Hebel nach unten. Ruckweise zog der Fahrstuhl an. Er quietschte und rasselte erbärmlich. Madame Rosa

aber lächelte zufrieden. Sie war der Typ Frau, wie Roger sie aus einschlägigen Filmen kannte. Ziemlich korpulent, grell geschminkt, rote Haare, ein buntes Kleid. Es fehlte nur noch die Zigarette mit der langen Spitze, dann war die Filmfigur fertig.

»Wieviel kostet das Zimmer denn?« erkundigte sich Roger.

»Darüber reden wir morgen.«

»Viel Geld habe ich nicht.«

Madame tätschelte Rogers Wangen. »Brauchst du auch nicht, mein Kleiner.« Sie preßte ihre Hand auf den linken Busen. »Ich habe ein Herz für Provinzler.«

»Na ja.«

Der Fahrstuhl hielt. Sehr wohl war Roger nicht, als er ausstieg und einen engen, muffig riechenden Flur betrat. Madame drückte sich an ihm vorbei und schritt auf eine schmale Tür zu. Sie lag am Ende des Ganges.

»Bitte sehr«, sagte Madame und öffnete.

Roger Dolain betrat das Zimmer. Es war ebenso muffig wie der Flur, dazu winzig und mit einem kleinen Fenster versehen, durch das kaum ein Kopf paßte.

»Das ist dein Reich«, verkündete Madame stolz.

Als Reich konnte man die Bude beim besten Willen nicht bezeichnen. Das Bett stammte aus den Gründerjahren, der kleine Spind besaß nur noch drei Beine, die Lampe unter der Decke zeigte ein Muster aus Fliegendreck, und das Waschbecken bestand aus Blech mit einer Emailleschicht überzogen. Vor dem Bett lag ein alter Sisalläufer, auf den man kaum zu treten wagte, aus Angst, man könnte festkleben. Die Holzbohlen bogen sich bei jedem Schritt und verursachten knarrende Geräusche.

»Nun ja, es ist kein Palast«, schränkte Madame ein, »aber dafür ist es auch nicht teuer.«

»Wieviel kostet das Zimmer denn?« wollte Roger endlich wissen.

Madame nannte eine Summe, und der junge Dolain schluckte. Im Geiste strich er zwei Tage von seinem Paris-Aufenthalt.

Die Frau lächelte unschuldig. »Ist das zuviel?«

»Nein, nein, schon gut.« Roger wollte seine Geldbörse hervorholen, doch Madame winkte großzügig ab. »Das kannst du morgen früh machen. Sieh dich erst einmal in Paris etwas um.«

Roger hob die Schultern. »Dafür habe ich morgen noch Zeit. Heute will ich schlafen. Ich bin müde.«

»Dann schlaf gut, mein Kleiner.« Madame ging und schloß die Tür.

Aufatmend zog Roger seine Jacke aus und ließ sich auf das Bett fallen. Es ächzte in allen Fugen, als es das Gewicht des jungen Mannes spürte, aber es hielt.

Roger machte sich lang und verschränkte die Arme hinter den Kopf.

Er schaute genau auf das kleine Fenster, dessen Scheiben so schmutzig waren, daß man kaum hindurchblicken konnte.

Roger stand noch einmal auf und öffnete das Fenster. Frische Nachtluft strömte in den Raum. Von der Straße her vernahm er das Summen des Verkehrs. Der Autostrom riß in einer Stadt wie Paris niemals ab.

Irgendwann schlief der junge Mann ein. Die Fahrt war einfach zuviel gewesen und steckte ihm noch in den Knochen.

Er wurde wach, als er Lärm und Lachen hörte.

Verwirrt setzte Roger Dolain sich auf. Im ersten Augenblick wußte er nicht, wo er sich befand, doch dann kam die Erinnerung zurück.

Er schwang seine Beine vom Bett, stand auf und schlich zur Tür. Leise öffnete er sie.

Der Lärm wurde lauter. Jemand sang mit sonorer Baßstimme ein Lied, dann fielen die anderen mit ein. Gläser klirrten, Frauen kreischten. Dolain schien es, als würde da unten eine regelrechte Fete gefeiert.

Er schloß die Tür und war sichtlich irritiert. Das hätte er in diesem Haus nicht vermutet. Langsam keimte in ihm ein Verdacht hoch. Sollte er etwa in eines jener Freudenhäuser geraten sein, die für Paris angeblich so berühmt waren.

Roger schluckte. Wohl fühlte er sich nicht bei dem Gedanken. Er hatte noch nie ein Bordell besucht, wohl mit seinen Kollegen Witze darüber gerissen, aber selbst in solch einem Haus zu stecken, war doch etwas anderes.

Roger kam ins Schwitzen. Er suchte in seiner Jacke nach Zigaretten, fand noch ein Stäbchen in der Schachtel und zündete es an. Als er den ersten Rauch einsaugte, mußte er husten. Die Zigarette war zu stark für ihn.

Er drückte den Glimmstengel in einem Metallaschenbecher aus.

Dann stand er auf und trat ans Fenster. Über Paris lag der Sommerhimmel wie ein blaues Tuch aus Samt. Vereinzelt funkelten ein paar Sterne. Sie wirkten auf ihn wie ferne Diamanten. Der Widerschein zahlreicher Lichter schimmerte am Horizont.

Am gewaltigsten war der Eiffelturm.

Silhouettenhaft ragte das dunkle Gestänge hoch. Mehrere Scheinwerfer strahlten das weltberühmte Gebäude an. Die Lichter brachen sich auf dem Metall. Dieser Anblick war schon etwas Erhabenes. Davon hatte der junge Mann immer geträumt.

Vor Staunen bekam er den Mund nicht zu. Dann aber geschah etwas, was ihn an seinem Verstand zweifeln ließ.

Urplötzlich tauchte hinter dem Bauwerk eine gigantische Gestalt auf. Dunkel und drohend war sie.

Roger glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als die Gestalt noch

weiter wuchs und ein riesiger Totenschädel das letzte Drittel hinter dem Eiffelturm einnahm…

***

Blitzschnell wurde mir die Luft knapp. Im ersten Augenblick wollte Panik in mir hochwallen, doch dann zwang ich mich zur Ruhe. Neben mir hörte ich Suko keuchen und würgen. Auch ihn hatte es erwischt.

Der Fuß rutschte vom Gaspedal. Ich wollte noch bremsen, kam aber nicht mehr dazu, weil mich der Druck der Finger nach hinten zog. Dafür schlug ich unbewußt mit der Hand gegen das Lenkrad, gab ihm einen Drall nach links. Die Reifen machten die Bewegung mit, und der Bentley schoß über die Wegbegrenzung auf eine Wiese zu.

Zum Glück stand in der Nähe kein Baum, aber die lange Schnauze des Wagens bohrte sich in einen Strauch.

Dann stand das Fahrzeug.

Vor meinen Augen wallten rote Kreise. Mein Gegner hinter mir mußte Bärenkräfte besitzen. Ich hörte ein gieriges Kichern und Lachen. Dazwischen ein Keuchen und Stöhnen.

Es waren widerliche Laute, aber ich kannte sie, hatte sie bereits gehört. Vor zwei Wochen, als wir in der Jenseitswelt gelandet waren, und wir in der Stadt der Verlorenen gegen die gefährlichen Zwerge kämpften.

Hockten diese Bestien jetzt im Wagen?

Ich riß meine Arme hoch, fuhr damit an der Kopfstütze vorbei und packte zu.

Fettiges Haar glitt zwischen meine Finger. Im gleichen Augenblick löste sich der Druck an meiner Kehle.

Ich warf mich sofort nach vorn und atmete tief ein.

Suko stieß gerade die Tür auf und ließ sich nach draußen fallen. Ich tat es ihm nach, sprang aus dem Wagen, öffnete die Fondtür, zog dabei meine Waffe und stand starr.

Das Wageninnere war leer!

Das gab es doch nicht, verdammt!

Suko hatte die Tür auf der Beifahrerseite aufgerissen. Wir schauten uns an.

»Sie sind weg«, sagte der Chinese.

»Taschenlampe.«

Suko holte die Lampe aus dem Handschuhfach und leuchtete, während ich die schußbereite Waffe in den Fond richtete, um gegen eine erneute Attacke besser gewappnet zu sein.

Suko leuchtete das Wageninnere aus.

Der Schein tanzte über die schwarzen Ledersitze, berührte auch mein Gesicht und machte es zu einem hellen Fleck. Nur von den Angreifern sahen wir nichts.

»Eine Attacke aus dem Unsichtbaren«, murmelte Suko und richtete sich wieder auf.

Ich machte es ihm nach und schritt um den Wagen herum. Wir trafen uns neben der Kühlerschnauze. Das nasse Gras reichte uns bis über die Knöchel. Wo der Wagen darübergefahren war, sah es aus wie gewalzt.

»Ich kenne den Griff«, sagte ich leise.

»Woher?«

»Damals, im Turm. Als du mit dem grauen Monster gekämpft hast, bin ich hinterrücks angegriffen worden.«

»Aber da hast du den oder die Angreifer gesehen.«

»Ja.«

Suko strich sich über den Kopf. »Die Zwerge wollten uns ausschalten«, sagte er, »das steht jetzt fest. Also haben sie etwas vor.«

»Aber nicht hier«, fiel ich dem Chinesen ins Wort. »Sondern in Paris.«

»Und weshalb will man uns töten?« Suko gab sich selbst die Antwort. »Weil wir Belphegor gefährlich werden können. Eine einfache Rechnung.«

Ich stimmte Suko zu.

»Und jetzt?« fragte er.

»Fahren wir zu mir. Ich will mich noch mit Zamorra in Verbindung setzen.«

Suko grinste. »Es ist immer schön, wenn man aus dem Schlaf gerissen wird.«

»Schicksal eines Geisterjägers.«

»Wenn ich Zeit habe, bedauere ich ihn.«

Wir fuhren wieder los. Rückwärts diesmal. Die Reifen drehten kurz auf dem nassen, etwas matschigen Untergrund durch, packten aber dann, und ich konnte wieder auf den Weg zurückfahren.

Wir verließen den Hyde Park, gondelten quer durch London, und es passierte nichts.

Unangefochten erreichten wir das Apartmenthaus, in dem wir beide unsere Wohnungen hatten.

Suko ging in die Küche und holte zwei Gläser mit Orangensaft, während ich inzwischen die Telefonnummer von Professor Zamorra heraussuchte. Man konnte durchwählen.

Ich drückte die Tasten des Telefons und erntete erst einmal einen Mißerfolg. Beim zweitenmal klappte es. Allerdings meldete sich nicht der Professor, sondern Raffael Bois, sein Diener, und der gute Geist des Château de Montagne.

»Sinclair«, sagte ich. »Ist denn der große Meister noch auf den Beinen, oder horcht er bereits an der Matratze?«

»Er schläft, Sir.«

»Bitte wecken Sie ihn.« Als ich Bois’ Zögern bemerkte, sagte ich: »Es ist dringend!«

Wenig später hatte ich Professor Zamorra an der Strippe. Auch seine Stimme klang nicht gerade hellwach, sie wurde jedoch munter, als ich mit meinem Anliegen herausrückte.

Es wurde ein langes Gespräch. Ich redete auch über das vergangene Abenteuer in der Stadt der Verlorenen, und Zamorra hörte gebannt zu.

»Natürlich werde ich die Augen offen halten, John«, versprach er mir. »Sobald etwas geschieht, benachrichtige ich dich.«

»Ist eigentlich nicht nötig«, warf ich ein. »Ich komme selbst nach Frankreich rüber.«

»Zu uns?«

»Nein, Suko und ich fahren nach Paris.«

»Wenn du Unterstützung brauchst, John, wende dich vertrauensvoll an mich. Anruf genügt.«

»Ich weiß, Zamorra. Angenehme Nachtruhe noch.«

»Danke.«

Suko stellte mir das Glas hin. Er selbst trank schon und schaute mich über den Rand des Glases fragend an.

Erst einmal nahm ich einen Schluck. »Zamorra hat auch noch nichts gehört«, klärte ich Suko auf.

Der Chinese nickte. »Dann wird sich bald etwas tun.«

»Wahrscheinlich.« Ich schaute auf die Uhr. Es war verdammt spät geworden. Da wir am nächsten Tag nach Paris wollten, würde uns eine anständige Mütze voll Schlaf guttun.

Suko hatte nichts dagegen. An der Wohnungstür meinte er: »Wahrscheinlich kann ich doch nicht schlafen, John.«

»Und warum nicht?«

»Shao«, sagte er erstickt und schmetterte die Tür hinter sich zu.

***

Roger Dolain glaubte, verrückt zu werden. Eine Gestalt, höher als der Eiffelturm, wuchs in den nachtdunklen Himmel. Schaurig war sie anzusehen. Der riesige schwarze Schädel mit den großen weißen Augen stach deutlich ab. Doch der Schädel war bedeckt. Die Gestalt trug einen Schlapphut, dessen Krempe wie die Form einer Welle nach vorn in die blanke Stirn fiel.

Das Horrorwesen hatte beide Arme erhoben, und die skelettierten Finger umklammerten das Gestänge des Eiffelturms.

Roger wischte sich über die Augen. Er glaubte an eine Halluzination, doch das Bild blieb.

Der junge Mann wankte zurück. Er keuchte, wollte schreien, rufen, jemand aufmerksam machen, doch kein Laut drang über seine Lippen. Wie zugeschnürt war seine Kehle.

Schwer fiel er auf das alte Bett, das protestierend aufstöhnte, als es das Gewicht spürte.

Roger zitterte. Ein Schweißfilm lag auf seiner Haut. Die Oberlippe glänzte wie mit Speck eingerieben. Unfaßbar war für ihn das Grauen, das sich seinen Augen bot.

Nach einigen Minuten hatte Roger sich soweit gefangen, daß er wieder aufstehen konnte. Mit beiden Händen stützte er sich am Bettrand ab und drückte sich in die Höhe.

Auf Zehenspitzen schlich er zum Fenster, als hätte er Angst, daß ihn jemand hören könnte. Von unten jedoch schallte weiterhin das Gelächter, Stimmengewirr und Gläserklirren zu ihm hoch.

Vorsichtig peilte der junge Mann über die Kante der Fensterbank hinweg. Er schaute in den Nachthimmel, hob den Blick noch ein wenig an und sah weiterhin die gräßliche Gestalt. Doch nun waren die gewaltigen Hände zu Fäusten geballt und das Maul des Gespenstes weit aufgerissen, so daß Roger selbst aus der Entfernung die gelben, lückenhaften Zähne erkennen konnte.

Roger Dolain krallte seine Finger in das Holz der schmalen Fensterbank. Er befürchtete, daß dieses Gespenst den Eiffelturm aus seiner Verankerung reißen könnte, doch das war nicht der Fall.

Fast ohne Übergang verschwand es. Die Gestalt wurde durchsichtig, die Umrisse zerfaserten, und das gigantische Skelett war nicht mehr zu sehen.

Roger Dolain hätte aufatmen können, aber dazu fehlte ihm einfach die Kraft. Er war bis in die tiefsten Stellen seiner Seele geschockt. Dieses skelettierte Monster hatte die Angst in ihm hochsteigen lassen. In dieser Stadt wollte er keine Minute mehr bleiben. Weg, nur weg aus Paris.

Den Koffer hatte er noch nicht ausgepackt, und das kam ihm jetzt zugute. Er schnappte sich das Ding aus Kunstleder, lief zur Tür, stolperte in den Gang und anschließend die Treppe hinab, da er nicht wußte, wie der altersschwache Fahrstuhl funktionierte.

Die Stimmen wurden lauter. Die Gäste unten schienen kräftig zu feiern. Roger verstand das nicht. Sie mußten doch auch das Gespenst am Himmel gesehen haben.

Auf dem letzten Treppenabsatz blieb er stehen. Er traute sich nicht mehr weiter, sondern schaute aus weit aufgerissenen Augen auf die feiernden Menschen.

Die Besitzerin fiel sofort auf. Sie tanzte auf einem kleinen runden Tisch, stampfte dabei wild mit den Füßen auf und drehte sich nach den Klängen eines Paso Doble. Zwischen ihren Lippen qualmte eine filternde Zigarette.

Frauen und Männer umstanden den Tisch. Die Mädchen waren durchweg jung, einige Männer schon älter. Sie klatschten begeistert den Takt, nach dem Madame Rose tanzte. Ein Champagnerkorken knallte, und der Sekt schoß raketenartig aus dem Flaschenhals.

Rotes Licht warf seinen Widerschein über die Körper und ließ sie geisterhaft aussehen.

Roger Dolain brauchte einige Zeit, um die Szene zu begreifen. Dann aber machte er sich bemerkbar.

»Aufhören!« brüllte er. »Ihr sollt aufhören, verdammt noch mal!«

Zuerst nahm man keine Notiz von ihm, und Roger mußte ein zweites Mal schreien.

Plötzlich verstummte das Klatschen. Der Mann am Plattenspieler hob den Tonarm hoch, und die Musik verstummte mit einem jaulenden Mißton.

Es wurde still.

Madame Rosa wandte Roger ihr schweißüberströmtes Gesicht zu. Die Blicke waren ärgerlich.

»Was hast du denn vor, Söhnchen?« fragte sie gefährlich leise.

Ein junger Bursche meinte: »Der Kleine will mitfeiern.«

Madame Rosa unterbrach ihn mit einer Handbewegung. Sie sprang vom Tisch und winkte mit dem Zeigefinger der rechten Hand. »Also, was willst du, Söhnchen?«

Roger trat näher. Auf der Hälfte der Treppe blieb er stehen, holte noch einmal tief Luft und begann zu sprechen. Er war so nervös, daß er sich ein paarmal verhaspelte. Seine Worte sprudelten nur so aus dem Mund.

»Das Skelett am Eiffelturm! Ich habe es gesehen… es war größer als der Turm. Es wird ihn…«

»Rede keinen Unsinn!« fuhr ihn die Frau an.

»Es ist aber wahr!« schrie Roger. »Ich will weg! Ich will nach Hause!«

Die Gäste sahen sich an. Einige Mädchen kicherten. Man sah ihnen an, welchem Beruf sie nachgingen. Sie frönten dem ältesten Gewerbe der Welt.

»Rede keinen Unsinn, Junge!« sagte Madame Rosa.

»Es ist die Wahrheit«, schluchzte Roger und lehnte sich müde gegen das Geländer.

»Ein Glas, schnell!« rief Madame.

Eine Rothaarige mit unzähligen Locken und einem Bardot-Schmollmund reichte ihr einen Champagnerkelch.

Madame Rosa nahm ihn in die rechte Hand, ging zu Roger Dolain hoch und setzte ihm das Glas an die Lippen. »Hier, Junge, trink mal einen Schluck.«

Roger faßte nach dem Kelch. Seine Hände zitterten. Er trank den Champagner und legte den Kopf zurück, weil ihm plötzlich schwindlig wurde. Nur verschwommen sah er die Gesichter der an der Treppe stehenden Menschen.

»Was ist mit dir?« Wie aus weiter Ferne hörte er die Stimme der Pensionswirtin.

Roger glitt der Koffer aus der Hand. Er prallte auf eine Stufenkante und rutschte polternd die Treppe hinab. »Ich – ich kann nicht mehr«, flüsterte er. »Ich…«

»Komm, stütz dich auf mich.« Resolut faßte Madame Rosa ihn unter und führte ihn die Stufen hinab.

Unten wurde er auf einen Stuhl gesetzt. Die anderen bildeten einen Kreis um ihn. In den Gesichtern der Männer las er Spott, in denen der Mädchen Mitleid.

Madame Rosa ging neben Roger in die Knie. »Du hast geschlafen, Junge, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und dann hast du das Skelett gesehen?«

»Ja – nein, ich… ich…«

»Du hast geträumt, mein Sohn«, sagte die Frau.

Rogers Kopf ruckte hoch. »Nein!« schrie der Junge. »Ich habe nicht geträumt. Ich sah das riesige Skelett. Es stand – nein, es schwebte hinter dem Eiffelturm. Ich wollte mir den Turm doch ansehen, aber…«

Die Leute warfen sich bezeichnende Blicke zu. Einige Männer tippten gegen ihre Stirnen.

»Soll ich einen Arzt holen?« fragte Madame Rosa.

Roger Dolain schüttelte den Kopf.

»Geht es dir jetzt besser?«

»Ja, ich glaube.« Er stand auf und suchte seinen Koffer. »Ich – ich möchte nicht mehr hierbleiben. Ich will wieder zurück nach Hause. Sofort.«

»Aber nicht mitten in der Nacht.«

»Doch«, widersprach der Junge.

»Es fährt kein Zug«, sagte die Frau.

»Mir egal.«

»Laß ihn doch, wenn er gehen will«, rief ein fettleibiger Kerl, der den Arm um ein junges Mädchen mit biegsamer Figur gelegt hatte. »Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.«

»Halten Sie sich da raus«, zischte die Pensionswirtin.

»Was ist denn das für ein Ton«, beschwerte sich der Knabe.

»Sie können ja gehen.«

»Ich habe doch bezahlt!«

Roger Dolain mischte sich ein. »Sie brauchen sich wegen mir keine Sorgen zu machen«, sagte er rauh. »Ich schaffe es schon. Bitte, lassen Sie mich jetzt.«

Da war er aber bei Madame Rosa an die Richtige gekommen. Sie hatte ihre mütterliche Seele wieder entdeckt. »Kommt überhaupt nicht in Frage«, erwiderte sie. »Du bleibst hier. Und wenn ich persönlich auf dich aufpassen muß. Ich laß dich nicht gehen. Nicht in deinem Zustand. Paris ist viel zu gefährlich.«

»Aber Madame…«

»Keine Widerrede.« Die Frau drehte sich um. »Colette«, sagte sie. »Nimm den Koffer.«

Ein blondhaariges Mädchen löste sich aus der Gruppe. Es hatte die Haare zu einer Außenrolle frisiert und hinter die Ohren gelegt. Colette trug ein enges rotes Kleid. Durch den Stoff sah man die Brustwarzen schimmern.

»Colette, du bleibst mit ihm im Zimmer«, befahl Madame.

»Sehr wohl.« Das Mädchen nickte.

Roger schaute sie an. Ihm gefiel, was er sah, und er lächelte, so daß Colette ganz rot wurde. So war sie noch nie von einem Mann angesehen worden, bisher hatten die Männer immer nur das eine gewollt. Sie merkte, daß ihr Herz schneller schlug. Auch Madame Rosa blieb dies nicht verborgen, und sie freute sich im stillen. Hatte sie doch die richtige Wahl getroffen.

Colette reichte Roger den Arm. »Darf ich dann bitten, junger Mann?« fragte sie.

Roger überlegte noch. Er wandte den Kopf und drehte Colette sein Gesicht zu. Man konnte Roger Dolain für alles halten, was man wollte, für einen Provinzler, für einen Trottel oder Narren, aber er merkte genau, wenn es jemand ehrlich meinte. Roger erkannte dies an den Augen der entsprechenden Person.

Colette meinte es ehrlich.

Er ließ sich von ihr hochziehen. Gemeinsam und Arm in Arm schritten sie zum Fahrstuhl.

»Bleib bei ihm, bis er schläft«, rief Madame Rosa ihnen noch nach. Colette drehte den Kopf. »Natürlich.« Sie öffnete die Tür. Zum zweitenmal an diesem Tag betrat Roger den Fahrstuhl. Wieder ratterte und ächzte er, bevor er sich in Bewegung setzte und ruckartig in die Höhe fuhr.

»Du kannst ruhig Colette zu mir sagen«, sprach das Mädchen Roger Dolain an.

»Danke. Ich heiße Roger.«

»Ein schöner Name.«

Roger winkte ab. »Das sagst du nur so.«

»Nein, ich meine es ehrlich«, erwiderte Colette. Dann lachte sie plötzlich.

»Warum lachst du?« Der junge Mann mußte seine Frage wiederholen, um den Lärm des nach oben fahrenden Aufzugs zu übertönen.

»Willst du wirklich eine Antwort.«

Roger nickte.

Da stoppte der Aufzug. Colette schob die Gittertür auf und ließ Roger an sich vorbeigehen.

»Du bist mir noch eine Antwort schuldig«, sagte er auf dem Gang.

»Schon gut.«
»Nein, sag es.«
»Später vielleicht.«
Sie blieben vor Rogers Zimmertür stehen. Der junge Mann hatte nicht abgeschlossen. Er ließ Colette vorgehen und machte Licht. Das Mädchen stellte seinen Koffer neben das Bett.
Roger Dolain schloß die Tür. Er war auf einmal furchtbar nervös. Daran waren nicht nur die zurückliegenden Ereignisse schuld, sondern auch die Anwesenheit des Mädchens trug einen großen Teil dazu bei. Roger wußte nicht, was er sagen sollte, und er knetete unruhig seine Hände.
Colette war nicht blind. »Was hast du?« fragte sie.
»Nichts.«
Ihre Augen funkelten. Trotz ihrer achtzehn Jahre wußte sie genau, was lief. Der Junge war etwas schüchtern. Irgendwie mochte sie das. Colette war noch nicht verdorben, wie viele ihrer Berufskolleginnen. Im Grunde ihres Herzens sehnte sie sich nach einem Stückchen Glück, nach etwas Geborgenheit – und sogar nach dem relativ sicheren Hafen einer Ehe. Ihr kam es nicht in den Sinn, den jungen Mann zu verführen. Nein, wenn, dann mußte er den Anfang machen. Und danach sah es im Moment nicht aus.
»Stört es dich, daß du mit mir allein in einem Zimmer bist?« fragte sie.
»Stören nicht.«
»Sondern?« Colette bewegte sich etwas zur Seite. Ihr langes Kleid warf einige Wellen. Trotz des trüben Lichts zeichnete sich ein wunderbar junger Körper unter dem dünnen Stoff ab, und Roger wurde rot. Er bekam einen trockenen Hals.
»Ich – ich«, fing er an. »Ich war noch nie mit solch einem schönen Mädchen zusammen in einem Zimmer. Das ist es wohl.«
»Auch nicht bei euch im Dorf?«
»Ach da.« Roger winkte ab. »Diese Mädchen sind doch alle…« Er fand die passenden Worte nicht, hob die Schultern, und Colette mußte unwillkürlich lachen.
»Aber du hast keine Angst vor mir?«
»Nein.« Die Antwort klang ehrlich.
Colette deutete auf das Bett. »Willst du dich nicht hinlegen, Roger? Du brauchst Ruhe.« Sie trat langsam auf ihn zu, blieb dicht vor ihm stehen und legte ihm beide Hände auf die Schultern.
Roger Dolain zuckte unter der Berührung zusammen. Fieberschauer jagten durch seinen Körper.
Colette lächelte. Da gab Roger nach und setzte sich aufs Bett.
»Leg dich hin«, sagte Colette sanft.
Er gehorchte.

Colette zog ihm die Schuhe aus. Roger schaute ihr dabei zu. Er fragte: »Sag mal, glaubst du an das, was ich gesehen habe, oder hältst du mich für einen Spinner wie die anderen.«

Das Mädchen legte einen Finger gegen die Lippen. »Sprich jetzt nicht davon. Schlaf lieber.«

»Nein, ich will aber davon sprechen. Ich muß sogar mit jemandem darüber reden. Sonst werde ich noch verrückt. Ich habe das Skelett gesehen. Glaub mir.«

»Schon gut.«

Roger schlug mit der flachen Hand auf das Laken. »Ich sehe schon, du glaubst mir nicht.«

»Es ist auch wirklich schwer.«

»Ich weiß.« Roger runzelte die Stirn und sprang plötzlich auf, so daß das Mädchen überrascht zurückzuckte.

»He, was ist mit dir?«

»Komm, Colette, ich möchte dir etwas zeigen.« Er schlüpfte in seine Schuhe, faßte Colette am Arm und zog sie mit zum Fenster. Dort blieben sie dicht nebeneinander stehen. Roger roch ihr Parfüm, und es wurde ihm leicht schwindlig. Diese Frau, nein, dieses Mädchen konnte einen Mann um den Verstand bringen. Es machte ihn regelrecht verrückt.

»Sieh hinaus«, forderte er sie auf.

»Ja und?«

»Du siehst den Turm?«

»Ja.«

»Darüber schwebte das riesige Skelett. Du kannst dir nicht vorstellen, was das für ein Anblick war. Es trug einen gewaltigen Schlapphut auf dem Kopf, die Augen funkelten schneeweiß, die Zähne hatte es gebleckt, und beim zweitenmal hatte es seine gewaltigen Totenhände zu Fäusten geballt.«

»Bildest du dir das nicht ein?« fragte Colette.

»Nein, bestimmt nicht.«

»Ich möchte dir gern glauben, Roger, aber du mußt einsehen, daß es mir schwerfällt.«

»Das verstehe ich.«

Er legte einen Arm um ihre Schulter, und Colette genoß diese Berührung. »Bin ich in deinen Augen verrückt oder ein Spinner? Sag mir deine ehrliche Meinung.«

»Du bist beides nicht, Roger. Aber sollen wir jetzt nicht von etwas anderem reden?«

»Wovon?«

»Über uns, zum Beispiel.«

»Was gibt es denn da zu reden?« Roger hob die Schultern. »Ich fahre morgen wieder nach Hause. Du bleibst in Paris. Wir gehen getrennte

Wege.«

»Bist du dir da ganz sicher?«

Roger runzelte die Stirn. Plötzlich wurde er wieder rot. »Soll das heißen, daß…?«

»Vielleicht, Roger. Vielleicht will ich mit dir gehen. Wäre das sehr schlimm?«

Tief atmete Roger ein. Auf seinem Gesicht ging plötzlich die Sonne auf. »Das wäre nicht schlimm – das wäre… wäre… wunderbar!« schrie er und nahm Colette in beide Arme. Er drückte sie so fest an sich, daß sie fast keine Luft mehr bekam.

Aber Colette genoß es. Obwohl sie erst einen Monat für Madame Rosa »arbeitete«, haßte sie dieses Leben wie die Pest. Und jetzt kam ein junger Mann daher, der leicht tolpatschig wirkte, und sie hatte sich in ihn verliebt.

Kaum zu glauben!

Engumschlungen standen die beiden da. Es schien, als wollten sie sich nie mehr voneinander lösen, doch das Schicksal hatte etwas anderes mit ihnen vor.

Urplötzlich gellte ein markerschütternder Schrei auf.

Colette und Roger spritzten auseinander. Beide waren weiß wie Kalkwände.

»Das war unten«, flüsterte Colette, rannte zur Zimmertür und riß sie auf.

Im nächsten Augenblick überstürzten sich die Ereignisse…

***

Ein Zimmer!

Weißgetünchte Wände. Ein Bett, ein Waschbecken, eine Leuchtstoffröhre unter der Decke, ein kleines vergittertes Fenster.

Ein Zimmer in der Anstalt für psychisch Kranke.

Mehr eine Gefängniszelle.

Insasse: ein neunjähriges Mädchen. Name: Caroline Potter. Krankheitssymptome: Hineingleiten in das erste Stadium des Wahnsinns.

Niemand fragte nach dem Grund. Keiner wollte wissen, wieso Caroline wahnsinnig geworden war. Man hatte sie eingeliefert und ihr sofort ein Einzelzimmer gegeben. Niemand durfte sie besuchen, selbst ihre Mutter, Betty Potter, nicht.

Caroline blieb allein.

Steif wie ein Brett lag sie im Bett. Die Sonne schien durch das vergitterte Fenster und malte Schatten an die gegenüberliegende Wand. Sie zeichnete das Fenstergitter genau nach und machte die kleine Patientin immer darauf aufmerksam, wo sie sich befand.

Caroline dachte an das graue Monster, das ihr Freund gewesen war.

Es war getötet worden. Von John Sinclair. Im Land der Verlorenen hatte er gekämpft, aber sie hatte das Monster geliebt. Es hatte ihr nichts getan, war immer gut zu ihr, und Caroline hatte es auch nicht gereizt, sondern mit Menschen versorgt.

Zuletzt noch diese Shao. Eigentlich schade um sie. Das Kind hatte sich gut mit ihr verstanden, aber die andere Sache war wichtiger. Die Zwerge mußten da sein, wenn Belphegor zurückkommen wollte.

Die Zwerge…

Caroline hatte sich daran gewöhnt. Sie waren ihre Freunde. Wenigstens vorher.

Aber jetzt…

Dieser John Sinclair war einmal hiergewesen und hatte sie aufgeklärt. Er hatte ihr gesagt, was die Zwerge wirklich waren, und Caroline war sehr erschrocken gewesen. John Sinclair versprach wiederzukommen und sie aus der Anstalt zu holen, denn so schlimm stand es nicht um sie.

Carolines Zustand hatte wirklich in den letzten Tagen enorme Fortschritte gemacht. Ohne ärztliche Einwirkung und ohne Tabletten hatte sich ihr Geisteszustand wieder normalisiert. Und davon wollte Caroline eigentlich profitieren. Plötzlich wußte sie auch wieder Dinge, die ihr entfallen waren. Die Erinnerung kehrte zurück.

Caroline Potter lag in ihrem Bett und überlegte. In den letzten Stunden war ihr einiges klar geworden, trotz ihrer jungen Jahre kannte sie plötzlich die Zusammenhänge.

Belphegor würde zuschlagen. Es gab keine Rettung mehr.

Wenn nicht…

Das Zimmer besaß auch eine Klingel. Der Knopf befand sich in Reichweite des Mädchens.

Caroline Potter streckte den Arm aus und legte ihren Zeigefinger auf den Knopf.

Im Zimmer der Schwestern schlug jetzt eine Klingel an. Hoffentlich kam Rita Tushing. Mit ihr hatte sich die kleine Caroline angefreundet. Rita und sie verstanden sich gut, und Rita glaubte auch nicht so recht an Carolines Krankheit.

Caroline Potter hatte Glück. Es war in der Tat Rita, die die Doppeltür öffnete.

Rita lächelte freundlich. Sie war knapp dreißig Jahre alt, ledig und hatte nicht gerade eine Mannequinfigur. Das schwarze Haar trug sie extrem kurz. Die Brille ließ sie strenger erscheinen, als sie in Wirklichkeit war. Und an Caroline hatte sie einen regelrechten Narren gefressen.

Das Mädchen lag mit dem Gesicht zur Tür. Es lächelte, als Rita auf das Bett zukam.

»Wie geht es dir?« fragte die Schwester. Sie nahm auf der Bettkante

Platz und strich Caroline über das blonde Haar.

»Ganz gut«, flüsterte das Kind. »Ich – ich weiß jetzt einiges mehr.«

»So?«

»Und ich möchte, daß du mir hilfst.«

Rita hatte von Anfang an klargestellt, daß Caroline sie duzen durfte. Das Vertrauensverhältnis hatte sich dadurch wesentlich gefestigt.

»Du hast doch etwas auf dem Herzen«, stellte die Krankenschwester fest.

»Ja, du mußt mir helfen.«

Rita lächelte. »Wenn ich kann, gern.«

»Es wird aber schwer sein«, gab Caroline zu bedenken.

»Laß mal hören.«

Das Kind setzte sich auf. »Ich – ich habe dir doch von dem Land erzählt, in jenem ich gefangen war«, berichtete sie. »Du erinnerst dich?«

»Natürlich.«

»Jetzt weiß ich mehr darüber. Mein Gedächtnis ist zurückgekehrt. Ich weiß, wie schlimm es wird, und ich möchte, daß John Sinclair es erfährt. Nur er kann noch helfen.«

»Du sprichst von diesem Oberinspektor bei Scotland Yard?«

Caroline nickte.

»Aber was soll ich dabei?«

Das Mädchen beugte sich vor und nahm Ritas Hände. »Bitte ruf ihn an, Rita. Du mußt mir den Gefallen tun. Mr. Sinclair wird sicherlich herkommen, und dann kann ich ihm alles sagen. Es ist ungeheuer wichtig. Das Grauen ist so nah – wir können es kaum noch aufhalten. Bitte, Rita, tu mir den Gefallen.«

»Du weißt ja selbst, daß deine Geschichte unglaubwürdig klingt«, gab die Krankenschwester zu bedenken.

»Aber sie ist wahr.«

»Ich weiß nicht…«

»Rita!« flehte Caroline.

»Wenn das rauskommt, bin ich meinen Job hier los. Weißt du das, Caroline?«

»Das glaube ich nicht.«

Rita verdrehte die Augen. »Kind, du bist ein Quälgeist«, sagte sie. »Aber okay, ich werde dir den Gefallen tun und John Sinclair anrufen.«

»Wann?«

»Gleich in der Mittagszeit. Ich sage dir dann sofort Bescheid.«

Caroline ließ sich nach hinten sinken. Sie atmete auf. »Ich bin so froh, daß du mir helfen willst. Es ist wirklich wichtig, Rita. Es geht um Leben und Tod.«

Die Krankenschwester wunderte sich über die Sprache des Mädchens.

Sie redete wie eine Erwachsene.
Rita erhob sich. Sie streichelte Caroline noch einmal über die Wange und verließ das Krankenzimmer.
Auf dem Flur atmete sie erst einmal tief durch. Sie war hier mit Dingen konfrontiert worden, die sie noch gar nicht recht überblicken konnte. Das Mädchen redete von einer Jenseitswelt, aber anscheinend mußte da doch etwas dran sein, denn in den Fall hatten sich hohe Beamte von Scotland Yard eingemischt. Und Rita wollte auf keinen Fall wegen unterlassener Hilfestellung dastehen, so etwas konnte sie vor ihrem Gewissen nicht verantworten.
Sie ging ihrer Arbeit nach und atmete auf, als schließlich die Pause begann.
Innerhalb des Krankenhaus-Komplexes gab es mehrere Telefonzellen. Rita war sicher, nicht abgehört zu werden, wenn sie sprach.
Die Rufnummer von Scotland Yard hatte sie sich schon vorher herausgesucht.
Die Zentrale meldete sich, und Rita verlangte John Sinclair zu sprechen. Sie wurde mit seinem Büro verbunden, wo eine gewisse Glenda Perkins nach ihren Wünschen fragte.
»Das kann ich dem Oberinspektor leider nur selbst sagen.«
»Sorry, aber Mr. Sinclair ist auf einer Dienstreise«, wurde ihr mitgeteilt.
Das war ein Tiefschlag. Rita schluckte. Was sollte sie jetzt machen? Alles so lassen? Nein, sie wollte dem Mädchen helfen.
»Gibt es denn einen Vertreter?« erkundigte sie sich.
»Tut mir leid«, antwortete ihr Glenda Perkins.
Rita Tushing ließ sich trotzdem nicht abwimmeln. »Würden Sie mich dann mit seinem Chef oder Vorgesetzten verbinden? Es ist wirklich dringend. Es geht um Caroline Potter, ein Mädchen, das eine wichtige Aussage zu machen hat.«
Glenda Perkins schaltete schnell. Sie wußte über den Fall in groben Zügen Bescheid, und sie sagte: »Einen Augenblick, Miß Tushing. Ich verbinde Sie mit Superintendent Powell.«
Wenig später meldete sich Sir Powell.
Und ihm trug Rita ihr Anliegen vor.
Sir Powell hörte zu, dann sagte er: »Wir werden uns um den Fall kümmern, Miß.«
»Aber sofort – ja?«
»Ganz sicher.«
Beruhigt hängte Rita Tushing ein. Auch Powell legte auf. Sein Gesicht war sehr ernst, und er ließ sich sofort mit einer anderen Nummer verbinden.
Der Anschluß gehörte einer Frau. Sie war von Beruf Privatdetektivin und hieß Jane Collins…

***

Der Fahrstuhl ratterte nach unten. Jemand hatte auf die Taste gedrückt.

Roger Dolain drängte sich an Colette vorbei und lief auf die Treppe zu.

»Nicht!« schrie das Mädchen ihm nach. »Bleib hier, Roger!«

Dolain drehte sich um. Die Augen hinter den Brillengläsern schauten irritiert.

Der Fahrstuhl war inzwischen verschwunden. Aber die gellenden Schreie übertönten selbst sein Rattern.

Zwei Stockwerke tiefer mußte die Hölle toben.

Colette rannte auf Roger zu. In ihren Augen flackerte wahnsinnige Angst. Colette klammerte sich an den jungen Mann. Schwer ging ihr Atem. »Wir müssen hierbleiben und fliehen!« rief sie. »Wer weiß, was dort unten…«

»Aaahhhh…!« Wieder drang ein markerschütternder Schrei an ihre Ohren, dem ein Poltern folgte. Dann klirrte etwas. Im nächsten Moment eine weibliche Stimme.

»Nicht! Bitte nicht! Hil…!«

Die Stimme erstarb.

Schritte. Dazwischen ein Keuchen und Lachen. Ein letzter, verzweifelter Aufschrei eines Menschen.

Stille…

Roger und Colette standen oben an der Treppe. Ihre Gesichter waren grau vor Angst. Niemand von ihnen wagte, in den Treppenschacht zu schauen.

Was war dort unten vorgefallen?

»Sollen wir nicht doch hinuntergehen?« fragte Roger Dolain nach einer Weile.

Heftig schüttelte Colette den Kopf.

Roger fuhr über seine schweißnasse Stirn. Er zitterte ebenso wie das Mädchen. Trotzdem faßte er sich ein Herz und schaute hinunter in den Treppenschacht.

Er zuckte zurück.

Zwei Beine waren in sein Blickfeld geraten, über die ein Schatten huschte.

Ein kleiner Schatten.

Wie bei einem Zwerg…

Die beiden jungen Menschen hörten flüsternde Stimmen. Die anderen waren also noch da.

Und sie lauerten.

Schritte. Das Huschen von Füßen.

»Was sollen wir tun?« hauchte Colette. »Sie sind dort unten. Und die Gäste, die Mädchen…«

»Ich weiß nicht, ob sie tot sind«, antwortete der junge Mann düster. »Es ist aber anzunehmen.«

»Alle?« Colettes Augen füllten sich mit Tränen.

Roger hob die Schultern. Er fragte: »Kennst du einen Fluchtweg? Den normalen Ausgang können wir ja nicht nehmen.«

»Wir müßten über die Dächer.«

»Ist das gefährlich?«

»Einigermaßen.«

»Gut, dann nichts wie weg!«

Im gleichen Augenblick hörten sie wieder das Rattern und Ächzen. Der Aufzug kam.

Und mit ihm die Mörder?

Roger Dolain riskierte nochmals einen Blick in den Treppenschacht und sah die schmalen Hände, die das Geländer umklammerten und immer höher wanderten.

Über die Treppe kamen sie also auch.

»Wir dürfen keine Sekunde mehr verlieren!« sagte Roger hastig und faßte Colette an der Schulter, zog sie herum und hastete mit ihr auf das Zimmer zu.

Colette lief schon zum Fenster, während Roger die Tür hinter sich zudrosch.

»Klettere hinaus!« rief der junge Mann, als er sah, daß Colette vor dem Fenster stand und ihm entgegenblickte.

»Ja, ja.« Colette überließ die Führung ganz dem jungen Mann aus dem Elsaß. Plötzlich zeigte er sich gar nicht mehr so tölpelhaft, er war ein richtiger Mann geworden. In der Stunde der Gefahr wuchs er über sich selbst hinaus.

Mit drei Schritten war er bei Colette, faßte sie an den Hüften und hob sie hoch.

Das Mädchen kletterte durch das schmale Fenster. Dahinter lag ein Flachdach. Bis zum Rand waren es ungefähr noch zwei Meter, es konnte nichts passieren.

Colette ließ sich nach vorn fallen. Roger schob ihre Beine nach. Dann war sie auf dem Dach.

Roger Dolain atmete auf.

Er folgte seiner Freundin. Roger war etwas breiter gebaut und hatte mehr Mühe durch die Öffnung zu gelangen. Zusätzlich saß ihm die Angst im Nacken, aber sie beflügelte ihn auch. Bis die Unheimlichen im Zimmer waren, mußte er es geschafft haben.

Eine letzte Drehung, und Roger konnte sich auf das Dach fallen lassen.

Geschafft!

Colette wartete schon. Sie stand gebückt da, traute sich jedoch nicht, über den Dachrand zu schauen.

Roger winkte ihr zu. »Geh nach rechts«, sagte er und erhob sich ebenfalls.
Da flog die Zimmertür auf.
Die Zwerge waren da!

***

Ich hatte Jane Collins von unserem Abenteuer in der Jenseitswelt berichtet. Sie wußte also auch, was mit Shao geschehen war und kannte Caroline Potter dem Namen nach.
Als Powells Anruf die Privatdetektivin erreichte, saß Jane gerade über ihrer Steuererklärung. Sie hatte sämtliche Unterlagen zusammengesucht, sie sorgfältig sortiert und gebündelt ihrem Steuerberater übergeben.
Jane brauchte nur den Arm auszustrecken, um den Hörer zu erreichen.
»Sie, Sir?« fragte sie überrascht, als sie hörte, wer an der Strippe hing.
»Ja. Miß Collins, und ich rufe auch nicht zu meinem Vergnügen an.«
»Das hätte ich von Ihnen auch gar nicht erwartet«, erwiderte sie schlagfertig.
Powell knurrte nur. Dann kam er zur Sache. Er berichtete von Rita Tushings Anruf und bat Jane, sich des Falles anzunehmen. »Sie bekommen zwar kein Honorar dafür, aber John Sinclair ist im Augenblick nicht greifbar. Wenn Sie sich dahinterklemmen würden, wäre ich Ihnen sehr verbunden.«
Jane sagte zu.
»Okay, Miß Collins. Wenn Sie aus dem Krankenhaus zurück sind, sagen Sie mir bitte Bescheid.«
»Geht klar, Sir.«
Nachdenklich legte Jane Collins den Hörer zurück. Hinter ihrer Stirn arbeitete es. Der Fall, der für John Sinclair und Suko eine Niederlage gewesen war, begann sich neu zu entwickeln. Das kleine Mädchen wollte reden. Wahrscheinlich würden sich völlig andere Perspektiven eröffnen.
Die Detektivin war sofort bei der Sache. Sie ließ die Steuererklärung liegen, griff nach den Wagenschlüsseln und schnappte sich ihre Umhängetasche, die sie mit einer routinierten Bewegung über die linke Schulter warf. Dann verließ sie ihre Wohnung und fuhr mit dem Lift nach unten.
Der VW war vollgetankt. Jane steuerte ihn die Rampe der Tiefgarage hoch und fuhr ihrem Ziel entgegen.
Eine halbe Stunde benötigte sie, um die Klinik zu erreichen. Das Gebäude bestand aus mehreren Trakten und lag in einem parkähnlichen Gelände mit Blumenhainen und künstlich

aufgeschütteten Hügeln. Als Kranker sollte man nicht den Anschein bekommen, in einer Sterbeklinik zu liegen.

Bei einem Pfleger erkundigte sich Jane nach der Psychiatrischen Klinik. Der Kerl sah sie an, als ob er selbst dahin gehörte, gab aber dann Auskunft.

Jane bedankte sich und fuhr los.

Lange starrte ihr der Pfleger hinterher.

Jane fuhr durch eine weitgeschwungene Kurve, gelangte hinter das Hauptgebäude und sah dann den Nebenbau, in dem die Psychiatrische Klinik ihren Sitz hatte.

Man tat gut daran, den Bau zu verstecken. Er war alt und häßlich, genau das Gegenteil des modernen Klinikums. Der kleine Parkplatz war vom Unkraut fast zugewuchert.

Jane stieg aus, schloß den VW ab und schritt leichtfüßig die wenigen Stufen zum Eingang hoch. Das blaue Kleid mit den zahlreichen kleinen Frühlingsblumen darauf, wehte um ihre Gestalt. Jane hatte das lange blonde Haar hinter die Ohren gekämmt und es im Nacken zu einem Pferdeschwanz gebunden. Sie machte den Eindruck einer jungen modernen Frau, die weiß, was sie will.

Es gab eine Anmeldung. Jane sagte ihren Namen, und die resolut aussehende Frau hinter der Glasscheibe nickte.

Janes Name war bereits bekannt. Superintendent Powell hatte Vorsorge getroffen.

»Warten Sie einen Moment, Miß Collins. Ich lasse Miß Tushing gleich rufen.«

»Danke.« Jane nahm in einem Sessel Platz. Zwei Ärzte gingen an ihr vorbei und bedachten sie mit bewundernden Blicken. Eine Frau wie Jane fiel überall auf.

Dann kam Rita Tushing. Sie trat aus dem Fahrstuhl, schritt durch die Halle und schaute sich suchend um.

Jane stand auf.

Zögernd trat Rita Tushing auf die Detektivin zu. »Sie sind aber nicht Mr. Sinclair.«

»Nein.« Jane lächelte. Gleichzeitig präsentierte sie ihren Ausweis. »Superintendent Powell, mit dem Sie ja ebenfalls gesprochen haben, hat mich geschickt. Ich vertrete den Oberinspektor und bin auch mit dem Fall der kleinen Caroline vertraut. Sie brauchen sich also keine Gedanken zu machen.«

Rita Tushing nickte. »Wenn das so ist, Miß Collins, dann folgen Sie mir bitte.«

»Gern.«

Die Frauen betraten den Aufzug. Die Schwester drückte den Knopf zum dritten Stock. Sie trug einen einfachen weißen Kittel, der ihr etwas zu eng war.

Der Aufzug stoppte. Jane betrat einen ziemlich dunklen Gang, in dem es noch muffig roch. Rechts und links zweigten die einzelnen Zimmer ab.

»Gemütlich haben Sie es nicht gerade«, bemerkte die Privatdetektivin.

Rita hob die Schultern. »Was wollen Sie machen? Über den Neubau der Klinik wird noch verhandelt.«

Sie schritten den Flur entlang.

Manchmal vernahm Jane hinter den Türen seltsame Laute.

Mal Lachen, dann wieder Stöhnen – oder Gemurmel.

»Sind hier die schweren Fälle untergebracht?« erkundigte sie sich.

»Nein, Miß Collins. Die liegen in einem anderen Trakt.« Sie stieß eine Glastür auf. Dahinter war der Gang nach fünf Yards zu Ende.

Vor der letzten Tür blieb die Schwester stehen. Sie klopfte an und streckte den Kopf ins Zimmer. »Ich bin es, Caroline, und ich habe jemanden mitgebracht.«

»Ist es Mr. Sinclair?«

»Leider nein, Caroline, aber die Person wird dir sicherlich helfen können.« Die Schwester wandte den Kopf und gab Jane mit den Augen einen Wink.

Die Detektivin trat ein.

Caroline setzte sich auf, als Jane Collins ihren Fuß über die Schwelle schob.

»Aber das ist doch eine Frau«, sagte das Kind.

Jane lächelte so freundlich sie konnte. »Ist es schlimm, daß ich nur eine Frau bin?«

»Eigentlich nicht…«

Rita schritt an Jane vorbei und beugte sich über Caroline, als sie neben ihrem Bett stand. »Miß Collins hat unser Vertrauen«, sagte sie. »Sie ist eine gute Bekannte von John Sinclair und steht ihm oft mit Rat und Tat zur Seite. Mr. Sinclair ist leider auf einer Dienstreise und deshalb nicht zu erreichen.«

»Wo steckt er denn?« fragte das Mädchen.

»In Paris.« Jane gab die Antwort.

»Himmel, da ist er ja gerade richtig.«

Jane Collins nahm auf der Bettkante Platz. Die Hände des Mädchens fuhren unruhig über die Laken. »Paris«, flüsterte die Kleine. »Für John Sinclair wird es sehr gefährlich werden, denn dort will Belphegor zuschlagen.«

»Weißt du Näheres?« fragte Jane.

»Ja. Die Zwerge kommen und übernehmen die Macht. Er wird alles steuern. Die Vorbereitungen sind schon längst abgeschlossen. Alles ist bereit.«

»Wo hält sich Belphegor versteckt?« fragte Jane.

»Unter der Erde.«
»Wo genau?«
»Er hat eine eigene Hexenküche. Und er nennt sich der Hexer von Paris. Es ist alles wie im Mittelalter. In seinem Labor wird er schaurige Experimente durchführen. Die Zwerge sind nur eine Vorstufe. Wie ich gehört habe, soll es weitergehen. Viel, viel weiter.«
»Was geht weiter?« drängte Jane.
Caroline schaute an ihr vorbei. Ihr Blick war glasig. Sie antwortete: »Die Verkleinerung. Stufe zwei folgt und dann die Stufe drei. Sie ist am schlimmsten.«
»Wie klein werden sie?« Erregung hatte die Detektivin gepackt.
»Das weiß ich nicht.«
Jane schaute das Kind an. »Wirklich nicht? Überlege genau, Caroline. Du hilfst uns damit weiter. Bitte…«
»Tut mir leid.«
»Sie dürfen das Kind nicht so aufregen«, mischte sich die Krankenschwester in das Gespräch ein.
»Entschuldigung«, sagte Jane. »Aber es ist wichtig, was Caroline sagt. Es hängt unter Umständen davon das Schicksal einer ganzen Stadt oder das eines Landes ab. Es hört sich zwar übertrieben an, was ich sage, ist es aber nicht.«
»Wenn Sie meinen, Miß Collins.«
Jane wandte sich noch einmal an das Kind. »Überlege jetzt genau, Caroline. Wer hat dir die Informationen gegeben?«
»Der graue Riese.«
»Hat er denn auch gesagt, wo Belphegor in Paris sein Versteck haben wird?«
»Ja.« Sie lächelte.
»Und wo ist das?« Jane barst fast vor Spannung.
»Unter dem Louvre!«
Jetzt war es raus. Jane Collins wußte nun, was sie wissen wollte. Sie hakte auch noch nach, doch über die Verkleinerung wußte Caroline wirklich nichts.
Jane Collins erhob sich und reichte dem Kind die Hand. »Auf jeden Fall danke ich dir, Caroline, du hast mir und auch den anderen sehr geholfen.«
Das Kind lächelte. »Sagen Sie jetzt John Sinclair Bescheid.«
»Ja, das mache ich.«
»Dann grüßen Sie ihn bitte von mir.«
»Natürlich, Caroline.« Jane ging. Kurz vor der Tür holte sie Carolines Ruf ein.
»Miß Collins?«
Jane drehte sich um.
Caroline schaute sie bittend an. »Würden Sie dafür sorgen, daß ich

herauskomme. Ich bin völlig normal.«

Die Detektivin preßte die Lippen zusammen. Das Kind hatte das ausgesprochen, was Jane dachte. »Ja«, erwiderte Jane, »ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht.«

»Danke.«

Jane Collins hatte einen miesen Geschmack im Mund, als sie die Klinik verließ. Sie setzte sich in ihren VW, dachte nach und rauchte dabei eine Zigarette.

Durch Caroline hatte sie sehr wertvolle Informationen erhalten. Fakten, die auch John Sinclair und Suko nutzen konnten.

Doch bevor Jane bei John in Paris anrief, wollte sie mit Superintendent Powell sprechen.

Sie verließ das Gelände der Klinik und hielt an der nächsten Telefonzelle.

Sir Powell hatte bereits auf den Anruf gewartet. Er war blitzschnell am Apparat.

Jane Collins berichtete.

Schweigend hörte Sir Powell zu. Anschließend sagte er: »Sie brauchen John Sinclair nicht anzurufen, das regele ich.«

»Es scheint mehr hinter dem Fall zu stecken, als wir ahnen«, meinte die Detektivin.

»Ja, das befürchte ich auch«, gab der Superintendent ihr recht.

»Soll ich ebenfalls nach Paris fliegen?« fragte Jane Collins vorsichtshalber an.

»Nein, Miß Collins. Es reicht, daß zwei meiner besten Männer dort unten sind. Sie werden es schon schaffen. Außerdem ist die französische Polizei informiert worden. Sie arbeitet mit John Sinclair und Suko Hand in Hand.«

»Na, dann kann ja nichts schiefgehen«, meinte Jane entgegen ihrer Überzeugung und hängte ein. Sie konnte sich einfach nicht helfen. Das mulmige Gefühl wurde sie nicht los.

Irgend etwas kam auf John Sinclair und Suko zu. Die Frage war nur – was?

***

Die Blicke des ersten Zwergs und die des auf dem Dach stehenden jungen Mannes trafen sich.

Für Bruchteile von Sekunden starrten sich die beiden an. Roger erkannte, daß der Zwerg eine Frau war.

Eine Frau mit asiatischen Gesichtszügen.

Shao…

Aber davon wußte er nichts. Er kannte nicht die Vorgeschichte, sondern sah nur dieses kleine, mordgierige Ungeheuer vor sich, das die Zähne fletschte und jetzt von den nachstürmenden Kreaturen zur

Seite gedrängt wurde.
»Roger!« schrie Colette.
Der Junge aus dem Elsaß schaute sich um. Colette war bereits ein paar Schritte auf das Dach gelaufen. Sie winkte ihm zu. Instinktiv hatte sie den richtigen Weg eingeschlagen. Nach rechts auf die Schmalseite zu, wo es an das nächste Haus grenzte.
Der junge Mann lief auch los. Er faßte Colette bei der Hand. Sie schlugen einen Zick-Zackkurs ein und suchten hinter den aufrecht stehenden Kaminen Deckung, um nicht sofort gesehen zu werden. Die Kamine waren ebenso alt wie das Haus, bestanden aus Ziegelsteinen und besaßen an ihrer Öffnung einen Rußfilm.
Schweißtriefend lehnten sich die beiden in der Nähe des Dachrands an einen Kamin. Sie mußten erst Luft holen. Colette hatte ihre Hand auf ihr Herz gepreßt.
»Mein Gott«, japste sie, »ich… ich kann bald nicht mehr.«
Roger ging etwas zur Seite.
Sofort bekam Colette Angst. »Wo willst du hin?«
»Nur nachschauen, ob wir ungefährdet auf das Nachbardach springen können.«
Colette war beruhigt.
Roger wandte ihr den Rücken zu. Er ging vor bis zum Dachrand und schaute in die Tiefe. Unter ihm lag die Nachbargasse. Lokal reihte sich hier an Lokal. Die meisten hatten eine rote Beleuchtung. Vor vielen Bars saßen die Menschen auch draußen. Autos fuhren fast kaum durch die schmale Straße.
Das nächste Dach lag etwas tiefer. Wenn sie es erreichen wollten, mußten sie über die Gasse springen.
Eine Distanz von etwa drei bis vier Metern.
Roger lief eine Gänsehaut über den Rücken. Ob das zu schaffen war? Für ihn ja, er hatte schon in der Schule gut springen können. Aber Colette würde Schwierigkeiten haben.
Roger Dolain drehte sich wieder um.
Fiebernd schaute ihm Colette entgegen.
»Wir müssen eine Gasse überspringen«, sagte der junge Mann aus dem Elsaß und rückte seine Brille zurecht.
»Nein!«
»Leider.« Roger nickte.
»Schaffe ich das?« fragte Colette ängstlich.
Roger wollte schon vielleicht sagen, doch er besann sich und erwiderte: »Sicher!«
»Das sagst du nur so, damit ich den Mut nicht verliere.«
»Es gibt aber keinen anderen Ausweg.«
»Vielleicht könnten wir durch irgendeine Dachluke steigen«, schlug das Mädchen vor.

»Und dann wären wir wieder im Haus. Wer weiß, ob nicht noch Zwerge zurückgeblieben sind und dort auf uns lauern. Nein, Colette, es gibt keinen anderen Weg. Tut mir leid.«

»Na denn!« Das Mädchen hob die Schultern. Ängstlich schaute sie sich um.

Und da sah sie den Schatten.

Lautlos hatte sich der Zwerg herangeschlichen. Er war schon so nah, daß Colette sein Gesicht erkennen konnte.

Es war uralt, wirkte wie das einer Mumie. Der Zwerg hatte den Mund aufgerissen und die Zähne gefletscht. Er sah aus wie ein kleines wildes Raubtier.

Für Sekunden war Colette sprachlos.

Diese Zeit nutzte das kleine Ungeheuer.

Es stieß sich ab.

Colette schrie.

Dieser Schrei machte Roger Dolain mobil. Er kreiselte herum, und deshalb prallte der Zwerg nicht gegen seinen Rücken, sondern gegen seine Brust.

Dumpf prallte er auf und klammerte sich sofort fest.

Von dem Anprall wurde auch Roger zurückgestoßen. Nach zwei Schritten aber konnte er sich fangen.

Der Zwerg glitt an ihm hoch, wollte dem jungen Mann an die Kehle.

Colette schrie wie wahnsinnig.

Roger Dolain aber ballte die rechte Hand zur Faust und schlug sie von oben nach unten.

Er traf den Schädel der kleinen Bestie.

Der Schlag war so geführt worden, daß der Zwerg auf das Dach fiel. Er hatte sich nicht mehr halten können. Aber er war nicht ausgeschaltet und griff wieder an.

Wie eine Katze sprang er.

Roger trat zu.

Abermals traf er, und das kleine Ungeheuer flog wie vom Katapult abgefeuert zurück.

Inzwischen hatten auch die anderen das Dach erreicht. Colette sah sie zuerst und machte ihren neu gewonnenen Freund darauf aufmerksam.

»Da!« rief sie. »Sie kommen!«

Kümmern konnte sich Roger nicht um die Horde. Er hatte mit dem ersten Zwerg genug zu tun. Denn wieder attackierte ihn diese kleine Bestie.

Doch diesmal paßte der junge Mann auf. Blitzschnell griff er zu, bekam den Zwerg genau in der Körpermitte zu packen, hob ihn hoch, und ehe dieser sich versah oder etwas dagegen unternehmen konnte, stopfte ihn Roger in die Öffnung des nahen Kamins.

Dann ließ er los.

Der Zwerg verschwand. Sein wütendes Kreischen wurde leiser und verstummte völlig.

Für Colette und Roger jedoch wurde es höchste Eisenbahn. Die anderen Biester waren dicht herangekommen. Es waren mindestens sechs, wenn nicht mehr. Aber in der Eile konnte der junge Mann sie nicht so rasch zählen.

Er packte Colette an der Hand. »Du mußt springen!« brüllte er ihr zu und rannte los.

Colette folgte ihm.

Rasend schnell kam der Dachrand näher.

Noch vier Schritte, noch drei, zwei – einen.

»Jetzt!« schrie Roger Dolain, gab sich und Colette noch einmal Schwung und stieß sich ab…

***

Sekunden wurden zu Minuten!

Jedenfalls glaubte Roger Dolain dies. Er befand sich über der Gasse und hatte das Gefühl, einen gierigen Schlund zu überspringen. Unter ihm brodelte die Schwärze und wurde für den jungen Mann zu einem Meer der Angst.

Er dachte in diesen wahnsinnigen Sekunden nicht mehr normal. Er wollte nur das rettende Dach erreichen.

Und mit ihm Colette Trevian.

Ihr Gesicht war verzerrt. Sie hielt die Augen weit aufgerissen, ohne jedoch etwas zu sehen. Der Sprung über das Dach wurde auch für sie zu einer Odyssee der Angst.

Endlich hatten sie den Rand des gegenüber liegenden Daches erreicht. Der junge Elsässer hatte sich etwas mehr Schwung gegeben. Er schaffte es auch, prallte auf das Dach, wurde nach vorn gestoßen und ließ Colette los, während er seine Brille verlor.

Roger überschlug sich zweimal.

Und Colette?

Da hörte er ihren Schrei!

Roger zuckte zusammen. Er schaute sich um und sah das Mädchen nicht mehr.

Dafür ihre Hände.

Colette hatte sich in einem Anfall von Panik noch weiter nach vorn geworfen, es nicht richtig geschafft, aber sie hatte die Dachkante zu fassen bekommen.

Ihre Finger klammerten sich um das biegsame Metall.

»Colette!« schrie der junge Mann. »Um Himmels willen, halte aus, ich komme!«

Er kroch auf den Dachrand zu. Sein Hosenbein riß in der Höhe des

rechten Knies, das machte ihm nichts. Colette war wichtiger, viel wichtiger.

Der junge Mann streckte seinen rechten Arm aus.

Da rutschte Colettes linke Hand ab.

Ein Schrei.

Roger griff zu.

Er packte die rechte Hand, bevor deren Finger auch noch abrutschen konnten. Eisern hielt er fest. Und plötzlich merkte er, welch ein Gewicht Colette besaß. Sie, die doch so schlank aussah, hing an Rogers Hand. Sie drohte, ihn ebenfalls mit in die Tiefe zu reißen.

Roger stemmte sich ab. Zum Glück war das Dach rauh, so daß er dies gut schaffte.

»Halt dich fest, Colette! Halte dich fest!« keuchte er. »Wir schaffen es. Wir schaffen es, verdammt!« Tränen vor Wut und auch vor Hilflosigkeit traten ihm in die Augen.

Zum Glück hing Colette ruhig und strampelte nicht. Dann wäre es aus gewesen.

Aber auch so war es unheimlich schwer für den jungen Mann. Zufällig warf er einen Blick auf das Dach, von dem aus sie den Sprung gewagt hatten.

Dort standen die Zwerge!

Sie schauten herüber, trauten sich jedoch nicht, auf das andere Dach zu springen. Geschafft hätten sie es sicherlich.

Sie beobachteten.

Die Chance, das Mädchen zu retten, wurde geringer. Der Mann aus dem Elsaß hatte das Gefühl, sein Arm würde abgerissen. An seiner Hand hingen Zentnergewichte.

»Ich schaff es nicht!« keuchte er. »Oh, mein Gott, ich schaffe es nicht!«

Das Gewicht des Mädchens zog ihn weiter nach vorn. Vom Nachbardach hörte er das höhnische Kichern der Zwerge.

Begleitmusik für den Todessturz?

Colette versuchte alles, um Roger zu unterstützen. Sie wollte sich mit den Füßen abstützen, rutschte jedoch an der Hauswand ab.

Unten in der Gasse war man inzwischen aufmerksam geworden. Roger hörte laute Stimmen. Jemand rief nach einem Sprungtuch.

Und Roger hielt fest.

Noch einmal sammelte er alle Kraft. Er kämpfte mit dem Mute der Verzweiflung gegen das drohende Schicksal an. Die Tränen liefen in breiten Bahnen über sein Gesicht.

Konnte er es schaffen?

Allein nicht.

Aber plötzlich waren Helfer da. Roger Dolain hörte hinter sich Schritte. Er wagte nicht, sich umzuschauen, aus Angst, daß seine

Kräfte nachlassen würden.

Lichtstrahlen tanzten über das Dach, erfaßten den jungen Mann.

Eine Stimme. »Da ist er!«

Schritte.

Dann erklang die Stimme dicht neben Roger. »Ganz ruhig, mein Junge, wir helfen dir.«

Kräftige Arme unterstützten den jungen Mann. Er fühlte sich hochgehoben. Fäuste umklammerte Colettes Gelenk. Zogen kräftig.

Ihr Gesicht erschien über der Dachkante. Eine angsterfüllte, schweißüberströmte Grimasse, in der die letzten Minuten ihre Spuren gegraben hatten.

Sie fiel aufs Dach.

Hilfreiche Hände zogen sie weiter.

Colette war gerettet!

Roger Dolain hockte völlig erschöpft auf dem Dach. Die Gestalten seiner Retter verschwammen vor den Augen. Er schnappte nach Luft wie ein Fisch an Land.

Jemand beugte sich nieder und hielt ihm eine Flasche hin. »Da, trink!«

Roger nahm einen Schluck. Der Cognac brannte in seiner Kehle, füllte den Magen aus, weckte aber gleichzeitig die Lebensgeister. Ihm ging es wieder besser.

»Colette!« flüsterte er.

»Ihr geht es gut«, sagte der Mann, der ihm zu trinken gegeben hatte.

Das Mädchen saß wie Roger auf dem Dach. Auch sie hatte einen Schluck genommen. Das bleiche Gesicht leuchtete wie eine weiße Sonne in der Dunkelheit.

Roger rutschte zu ihr und faßte nach ihrer Hand. Er drückte sie, und Colette warf sich weinend an seine Brust.

Die Zwerge waren verschwunden. Sie hatten sich in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen.

»Was war eigentlich los?« Roger wurde angesprochen. »Sitzen euch die Bullen im Nacken?« Roger trennte sich von Colette. »Nein.«

»Was dann?«

»Wir müssen zur Polizei«, sagte er. »Es ist was Schreckliches passiert. Die Zwerge…«

»Welche Zwerge?«

Roger Dolain winkte ab. »Schon gut, Messieurs. Vielen Dank für Ihre Hilfe. Aber wir müssen jetzt weg.«

Er stand auf und half Colette hoch. Beide waren noch wacklig auf den Beinen. Sie stützten sich gegenseitig.

»Soll ich Sie fahren?« wurden sie gefragt.

Roger nickte.

Der Frager sagte: »Kommen Sie!«

***

Mein Freund Bill Conolly hatte glänzende Augen bekommen, als ich ihm bei einem schnellen Treffen von Paris erzählte.

»Paris«, schwärmte er. »Stadt der Frauen, der Musik, der Mode. Die Seine, das Lido, Moulin Rouge…«

»Und die Killer sowie Belphegor«, unterbrach ich seinen Redefluß.

Wir hatten noch ein paar Minuten geredet, und zum Abschluß hatte Bill gesagt: »Grüß mir die Pariser.«

Eine Maschine vom Typ 727 brachte uns zum Festland. In Orly landeten wir. Suko und ich hatten während des Fluges geschlafen. Als wir in der Seine-Metropole eintrudelten, war es Nachmittag.

Der Himmel präsentierte sich in einem strahlenden Blau. Es war angenehm warm.

Sommer in Paris!

Und wir mußten Dämonen jagen. Manchmal verteilt das Schicksal seine Karten verdammt ungerecht.

Sir Powell hatte per Telefon bereits alles organisiert. Er war wirklich ein Mann mit den besten Beziehungen. Auf der internationalen Ebene kannte er Gott und die Welt.

Das war gut so.

Wir brauchten nicht durch die Zollkontrolle, sondern wurden schon vorher erwartet.

Inspektor Le Brac hieß der Knabe.

Er war etwa in meinem Alter und sah aus wie ein typischer Franzose. Die Filterlose hing ihm zwischen den Lippen. Der Oberlippenbart war ebenso schwarz wie sein Haar, die Augen dunkel und die Haut braun. Sein heller Leinenanzug sah aus, als hätte er darin geschlafen. Le Brac lehnte an einer weißgestrichenen Barriere und hielt ein Foto in der Hand.

Ich winkte.

Der französische Kollege steckte das Foto weg und lief mit ausgestreckten Händen auf uns zu.

»Ah, Kollege Sinclair«, rief er und schüttelte mir die Hand. Suko begrüßte er ebenso herzlich.

»Ich bin Maurice Le Brac.« Er deutete in die Runde. »Willkommen in der schönsten Stadt der Welt.«

»Sie sind überzeugter Pariser?« fragte ich.

Er grinste, und seine Schnurrbartenden zitterten. »Von Geburt an, Monsieur.«

»Lassen wir die Förmlichkeiten«, sagte ich. »Mein Name ist John.« Ich zeigte auf den Chinesen. »Das ist Suko.«

»Bien, und ich heiße Maurice.«

»Dann wären ja alle Klarheiten beseitigt. Wie geht es jetzt weiter?« fragte ich.

»Wollen Sie zuerst in ihr Hotel fahren?«
»Wäre am besten.«
»Machen wir.«
Der Flughafen Orly liegt im Südosten, ziemlich am Stadtrand von Paris. Wir konnten uns also auf eine längere Fahrt gefaßt machen. Von dem Verkehr in Paris hat man ja einiges gehört.
Le Brac fuhr einen dunkelblauen Renault R 16. Bei Villeneuve überquerten wir die Seine und gelangten auf die Stadtautobahn, die bis an den Rand des Zentrums führte.
Wir hatten Glück und kamen gut durch. Aber im Zentrum stand der Verkehr.
Ich saß neben dem Inspektor. Er lehnte sich zurück und schlug mit beiden Händen auf den Lenkradring. »So ist das nun mal«, sagte er.
Links schimmerte das Wasser der Seine. Ein alter Frachtkahn durchschnitt die Wellen. Auf dem Deck spielten Kinder.
»Und Sie sind tatsächlich gekommen, um Belphegor zu fangen?« fragte Le Brac.
»Ja.«
Er schaute mich an, und in seinen Augen funkelte es amüsiert. »Glauben Sie eigentlich an seine Existenz?«
»Natürlich, ich habe ihn gesehen.«
»Aber Belphegor gibt es nicht, John. Er ist eine Erfindung aus dem Mittelalter.«
»Ich bin vom Gegenteil überzeugt«, erwiderte ich.
Le Brac fuhr wieder an. »Na ja«, meinte er, »vielleicht sehe ich ihn auch einmal.«
»Ganz bestimmt sogar.«
Le Brac lachte. Er glaubte mir nicht. Verständlich, Belphegor war in der Tat eine französische Legende. Aber ich wußte, daß es ihn gab. Nur, überzeugen Sie einmal große Zweifler. Es wird Ihnen verdammt schwerfallen.
Wir hatten im Hilton unsere Zimmer gemietet. Ich steige gern dort ab. Das Hotel wirkt zwar oft unpersönlich, hat aber auch seine Vorzüge. Der Service ist unaufdringlich und man konnte sich bewegen, ohne gleich mit anderen Hotelgästen Kontakt zu bekommen.
Es dauerte noch eine halbe Stunde, bis wir im Hilton eintrafen. Le Brac fuhr die Auffahrt hoch, wo die Fahrzeuge in Dreierreihen parkten. Er ließ uns aussteigen. In zwei Stunden wollte er wieder anrufen.
Ein Page hielt uns die rauchgetönte Glastür auf.
Wir betraten die große Halle und sahen rechts die lange Rezeptionstheke, hinter der sechs Angestellte arbeiteten.
Ich sagte meinen Namen.
»Ah, Monsieur Sinclair«, lächelte das schwarzhaarige Mädchen.

»Zimmer hundertzwei. Und für Monsieur Suko ist das Zimmer Nummer hundertvier reserviert.«

»Danke.«

»Ihr Leihwagen steht in der Garage. Darf ich Ihnen den Schlüssel schon geben?«

»Gern.«

Sie schaute im Fach nach und legte mir die Autoschlüssel in die offene Hand. »Oh, da ist sogar noch eine Nachricht für Sie gekommen«, sagte sie und überreichte mir einen Briefumschlag.

Noch vor dem Lift riß ich den Umschlag auf.

Jane Collins bat dringend um Rückruf. Ebenso mein Chef, Superintendent Powell.

Das fing ja gut an.

Auf jeden Fall stand der Leihwagen bereit. Es war ein Renault Alpine, ein kleiner, aber schneller Flitzer, für den Autoverkehr in Paris gerade richtig.

Mit dem Lift schossen wir hoch in die neunte Etage. Es war angenehm kühl. Die Klimaanlagen liefen auf vollen Touren. Auch die Zimmer waren mit air condition ausgestattet.

Ich gab dem Kofferträger ein Trinkgeld und betrat den Raum.

Ein kleiner, aber ziemlich breiter Flur lag hinter der Tür. Links ging es zum Bad. Rechts war ein Wandschrank aus Mahagoni eingebaut. Die linke Seite würde von einer Schrankbar eingenommen. Ich betrat den Hauptraum. Bett, Sekretär, Farbfernseher gehörten ebenso zur Einrichtung, wie das Telefon.

Ich stellte den Koffer ab, setzte mich aufs Bett und griff zum Telefonhörer. Man konnte direkt durchwählen.

Suko kam.

Er wollte mithören und hatte deshalb seinen Koffer abgestellt.

Meinen Chef konnte ich nicht erreichen. Er mußte dringend zu einer Besprechung beim Innenminister.

Ich wählte Jane Collins' Nummer und war froh, als abgehoben wurde.

»Endlich, John!« rief sie.

Ohne Begrüßungsfloskeln auszutauschen, kam ich sofort zum Thema. »Ist was passiert, Jane?«

»Kann man wohl sagen.«

Die Detektivin berichtete. Ich hörte zu und war wirklich froh, daß ich diese Informationen bekam.

»Unter dem Louvre also«, sagte ich. »Interessant.«

»Ja, das hat Caroline gesagt.«

»Hat sie etwas von Shao erwähnt?« erkundigte ich mich.

»Nein.«

»Na ja, wir werden sie schon finden.«

Suko hatte natürlich mitgehört. Er stand neben mir. Seine Hände waren geballt. Er hatte den Namen seiner Freundin gehört, und ich konnte mir vorstellen, wie es in seinem Innern aussah.

»Soll ich nach Paris kommen?« fragte Jane.

Ich dachte kurz eine Sekunde nach. Dann entschied ich mich dagegen. »Nein, halte du in London die Stellung, falls sich dort etwas tut, rufe an. Ich klingele auf jeden Fall noch einmal zurück. Vielleicht am Abend.«

»Okay, John. Halt die Ohren steif.«

»Mach ich.«

Ich legte auf. Janes Stimme hatte zum Schluß etwas kratzig geklungen. Sie hatte Angst um mich.

Ich wischte mir über die Stirn. Suko schaute mich an. »Und?« fragte er leise.

Ich berichtete.

Der Chinese knirschte mit den Zähnen. »Unter dem Louvre«, sagte er. »Was werden wir da finden?«

»Zumindest etwas, was mit Belphegor zu tun hat«, erwiderte ich. »Vielleicht ihn selbst und auch noch mehr.«

»Shao?«

»Möglich.«

Suko senkte den Kopf. »John«, murmelte er. »Ich habe Angst davor, Shao gegenüberzustehen. Sie ist eine andere geworden. Nicht nur körperlich, sondern auch seelisch. Sie hat sich innerlich um einhundertachtzig Grad gedreht. Sie – sie gehört nicht mehr zu uns. Ich weiß nicht, was sie macht, wenn…«

»Denke jetzt nicht darüber nach«, riet ich dem Freund.

»Du hast gut reden.«

Ich schlug dem Chinesen auf die Schulter. »Wir werden sehen, wenn es soweit ist«, sagte ich und schritt zum Kühlfach. Ich hatte einen mörderischen Durst.

»Du auch was zu trinken?« fragte ich.

Suko nickte.

Ich entnahm dem Fach zwei Flaschen Bitter Lemon und holte Gläser.

Wir tranken.

»Die Frage ist nur, wie wir in den Louvre hineinkommen«, meinte Suko. »Und vor allen Dingen drin bleiben, da wir ja einen Einstieg suchen müssen.«

»Die Polizei wird uns helfen.«

»Bin ich gespannt.«

Ich trank mein Glas leer und zündete mir eine Zigarette an. Dabei schaute ich dem Rauch nach, wie er gegen die Thermophenscheiben wölkte.

Der Fall war verzwickt. Bisher waren wir immer im Hintertreffen,

und noch wußten wir nicht, wo wir den Hebel ansetzen sollten.
Ich stand auf und drückte die Zigarette aus.
»Wo willst du hin?« fragte Suko.
Ich deutete mit beiden Händen an meinem Körper herab. »Eine Dusche hat noch keinem geschadet.«
»Okay, ich verschwinde auch.«
Suko verließ mein Zimmer. Ich drückte die Tür zum Bad auf und schlüpfte aus der Kleidung.
Durch die Wände schauen konnte ich nicht. Deshalb bemerkte ich auch nicht die beiden Schatten am Fenster des Zimmers.
Die Zwerge waren da!

***

Belphegor wußte über jeden unserer Schritte Bescheid. Er besaß ein Instrument, das ihm dies ermöglichte.
Eine magische Kugel!
Sie stand in der Höhlung eines schwarzen Holzständers, und Belphegor hielt sie mit beiden Händen umklammert. Aus seinen kalten gnadenlosen Augen starrte er in die Kugel, während seine Lippen finstere Beschwörungen murmelten.
Tief unter dem Louvre lagen die Gewölbe des Schreckens. Sie waren seit Jahrhunderten unangetastet. Belphegor hatte sie ebenso vorgefunden, wie er sie verließ.
Seine Augen waren es, die Menschen in ihren Bann ziehen konnten und wollten. Sie blickten einmal klar, dann wieder scharf oder verhangen, aber sie konnten ihren Ausdruck auch wechseln, dann strahlten aus ihnen die Grausamkeit und Leere eines fernen Universums.
Belphegor hatte Macht.
Und er baute sie weiter aus.
Ein fleischgewordener Dämon mit einem mörderischen Instinkt und dem Atem der Hölle behaftet.
Er starrte in die Kugel.
Grauer Nebel bildete sich im Innern des Kreises. Nebel, der als lange Schlieren hin und her wogte, sich drehte, quirlte, veränderte, zu einer Figur wurde und plötzlich verschwand.
»John Sinclair!« flüsterte Belphegor. »John Sinclair, du bist verloren. Deine Chance ist vertan. Paris wird dir zur Falle!«
Er lachte hämisch, als er plötzlich die Umrisse des Zimmers erblickte.
Deutlich sah er das Bett, den Schrank, das Bad. Noch war der Raum leer, aber schon öffnete sich die Tür, und John Sinclair trat ein. Er schaute sich um wie jeder Hotelgast, stellte den Koffer ab und gab dem Pagen Trinkgeld.
Sinclair war ahnungslos.

Belphegor beobachtete weiter. Dann kam der Chinese, Sinclairs Freund. Auch er würde sterben. Leider konnte der Dämon nicht verstehen, was die beiden miteinander redeten, und er hörte auch nicht, was Sinclair zu dem Teilnehmer sagte, mit dem er telefonierte.

Aber das war nicht so wichtig, Hauptsache, Sinclair befand sich in Paris.

Die Zwerge waren schon unterwegs…

Plötzlich begann die Luft neben der Kugel zu flimmern. Ein grünliches Leuchten strahlte durch den Raum, und einen Herzschlag später materialisierte sich eine Gestalt aus dem Nichts.

Der Schwarze Tod war da!

»Nun?« fragte er, »wie läuft es?«

Belphegor lachte böse. Er deutete auf die Kugel. »Sieh selbst, mein Freund.«

Der Schwarze Tod beugte sich vor. Er sah seinen Erzfeind und stieß ein Knurren aus.

»Sinclair ist bereits in unserer Hand«, sagte Belphegor. »Er weiß es nur noch nicht.«

Der Schwarze Tod richtete sich wieder auf. »Du darfst ihn wirklich nicht unterschätzen.«

»Er ist ein Mensch«, erwiderte Belphegor verächtlich.

»Trotzdem. Willst du ihn töten?«

Belphegor schüttelte den Kopf. »Ich habe etwas anderes vor.«

»Machst du ihn zu einem Zwerg?«

»Nein.«

»Sondern?«

»Ich sage dir nichts. Aber einen Sinclair wird es bald nicht mehr geben. Glaub mir.«

Der Schwarze Tod lächelte. Sein häßliches Knochengesicht zog sich in die Breite. »Gut, ich vertraue dir. Dann kann ich Asmodis also berichten, daß Paris wieder in unserer, pardon, deiner Hand ist.«

»Das kannst du.«

Der Schwarze Tod war zufrieden. Er verschwand auf dem gleichen Weg, wie er gekommen war.

Belphegor aber schaute weiterhin in seine Kugel. Er hatte die Zwerge losgeschickt. Sie waren schon über Paris verteilt, hatten die wichtigen Stützpunkte besetzt und warteten nur noch auf das endgültige Zeichen, um zuzuschlagen.

Es war still in dem Gewölbe unter dem Louvre. Es lag noch tiefer als der eigentliche Keller des Museums, und es gab kaum einen Menschen, der davon wußte.

Belphegor hatte sein Reich gut abgesichert.

Wieder schaute er auf die Kugel. Seine Zwerge schlugen im gleichen Augenblick das Fenster ein. Es sah gespenstisch aus, wie die Scherben

lautlos ins Zimmer fielen.

Eine Sekunde später schwangen sich auch die Zwerge in den Raum. Sofort steuerten sie das Bad an, in dem ihr Feind nichtsahnend unter der Dusche stand…

***

Die hellbraunen Kacheln glänzten naß, als die Schwaden der heißen Dusche sie trafen. Ich aalte mich unter den zahlreichen Wasserstrahlen, und genoß es, wenn sie auf meine Haut hämmerten.

Hier im Hotel fühlte ich mich sicher. Bevor ich mich auf den Weg zum Louvre machte, wollte ich mit dem französischen Kollegen Le Brac noch einmal alles durchsprechen.

Ich drehte die Dusche auf kalt.

Zuerst kam noch warmes Wasser, doch dann sprühten die Düsen die eiskalten Strahlen, und meine Haut zog sich zusammen. Ich stand in einem regelrechten Eiskeller und hätte schreien können. Nur langsam stellte sich der Körper auf die veränderte Temperatur um.

Dann wieder heiß.

So ging es einige Male hin und her.

Zuletzt drehte ich die Dusche noch einmal voll auf. Ich hatte mich zuvor eingeseift und spülte den Schaum jetzt ab.

Ich sah ihm nach, wie er im Abfluß gurgelnd verschwand. Mit der rechten Hand drehte ich die Dusche ab.

Im gleichen Augenblick hörte ich das Geräusch.

Stocksteif blieb ich stehen.

Das Geräusch drang aus dem Zimmer. Es war ein Schaben und Gleiten. Als würde jemand über den Teppich schleifen.

Ein kühlerer Luftzug streichelte meine nackte Schulter. Woher kam er? Das Fenster war geschlossen. Die Tür auch.

Sollte etwa… Ich dachte gar nicht mehr weiter, sondern stieg aus dem Duschbecken. Mein Kreuz und die Waffen lagen im Nebenzimmer. Ich mußte mich, falls jemand da war, mit bloßen Fäusten verteidigen.

Wenn das nur gutging!

Auf Zehenspitzen schlich ich zur Tür, wobei ich eine nasse Spur hinterließ.

Dann passierte es.

Ein Schatten huschte ins Badezimmer.

Ein Zwerg!

Er sah mich, stieß ein böses Knurren aus und sprang sofort.

Ich glitt zur Seite, rutschte auf den nassen Fliesen jedoch aus und stolperte.

Hart stieß ich mit den Ellenbogen auf.

Sofort warf ich mich nach rechts, da der kleine Teufel wieder sprang.

Es war ein Mann. Sein uraltes Gesicht strahlte einen nahezu angsteinflößenden Haß aus.

Ich schüttelte mich, bekam aber ein Handtuch zu packen und schleuderte es dem angreifenden Zwerg entgegen.

Der Kerl verfing sich darin.

Irgend wie sah er lustig aus. Er trug eine graue Hose und ein kariertes Hemd, aber sein Wille, mich zu töten, stand in seinem runzeligen Gesicht geschrieben.

Ich wollte ihn nicht umbringen, sondern nur bewußtlos schlagen, damit ich für die Polizei einen Beweis hatte.

Der Zwerg hatte noch mit dem Badetuch zu kämpfen.

Ein Schritt brachte mich auf die genaue Distanz. Gekonnt holte ich aus und schlug zu.

Ich atmete auf, als der teuflische Zwerg ruhig dalag.

Rasch nahm ich das Handtuch weg. Glasige Augen starrten mich an, die kleine Brust hob und senkte sich unter den Atemzügen.

Der Zwerg war bewußtlos.

Zum Glück.

Aber er war nicht allein. Plötzlich sah ich seinen Kumpan in der Tür zum Badezimmer stehen.

Und dieser zweite hielt etwas vor seinen Mund, was mir verflucht gefährlich aussah.

Ein Blasrohr.

Ich bot eine fantastische Zielscheibe.

Eine Sekunde später nicht mehr. Da flog ich wie ein Panther zur Seite. Gerade noch rechtzeitig. Ich hörte ein leises »Plopp«, dann ein fauchendes Geräusch, und schon knallte der Pfeil gegen die Fliesen.

Bevor ich mir den kleinen Teufel packen konnte, war er schon wieder verschwunden.

Ich warf einen Blick auf den zu Boden gefallenen Pfeil. Die Spitze schimmerte gelblich braun. Mochte der Teufel wissen, mit welch einem Gift sie präpariert gewesen war.

Es war eine verrückte Situation. Ich saß splitternackt in einem Bad und um die Ecke lauerte ein teuflischer Killer. Zwar nur ein Zwerg, aber er war verdammt gefährlich.

Ich mußte mir was einfallen lassen.

Wieder fiel mein Blick auf das Handtuch. Vielleicht konnte es mir gute Dienste erweisen.

Ich machte meine Arme lang, schnappte mir das Handtuch und ringelte es zusammen. Rasch wickelte ich es um meinen rechten Unterarm. Dann glitt ich vor zur Tür.

Ich traute mich noch nicht, um die Ecke zu peilen, sondern versuchte es erst mit einem Trick. Ich griff meinen rechten Badeschlappen, beschrieb mit der Hand einen Kreisbogen und warf den Schlappen in

das Zimmer.
Nichts.
Kein Pfeil wurde abgeschossen.
Entweder hatte der Zwerg ausgezeichnete Nerven oder er hatte meinen Trick schon sofort durchschaut.
Sollte ich es wagen?
Ich mußte es, wenn ich nicht ewig hier hocken bleiben wollte. Und ein Telefon gab es im Bad auch nicht, sonst hätte ich Suko angerufen und ihm Bescheid gesagt.
So aber mußte ich allein zusehen, wie ich aus der Klemme kam. Kaum vorstellbar, ein Zwerg hält den Geisterjäger John Sinclair in Schach und bringt ihm das Fürchten bei.
Lautlos hockte ich mich nieder, holte noch einmal tief Luft, stieß mich ab und hechtete schräg in den Raum hinein. Bei meinem Sprung hatte ich mich so flach wie nur eben möglich gemacht.
Zum Glück, kann ich nur sagen.
Pfeil Nummer zwei fegte heran.
Wieder hörte ich das häßliche Geräusch, das leise Pfeifen, und ich bekam eine Gänsehaut.
Ich wurde nicht getroffen, kam gut auf und rollte mich sofort wieder herum. Dabei bekam ich aus den Augenwinkeln mit, wo der Zwerg stand.
Genau auf dem Tisch an der kleinen Sitzgarnitur. Er hatte dort eine ausgezeichnete Schußposition, und auch der Winkel war ziemlich günstig.
Ich zog meine Beine an.
Gerade noch rechtzeitig, denn Pfeil Nummer drei wurde von dem Giftzwerg auf die Reise geschickt. Er bohrte sich neben meinen Waden in den Teppichboden.
Beim nächsten Sprung erreichte ich den Stuhl, der vor dem Sekretär stand.
Hastig riß ich ihn hoch und hielt ihn so, damit mich die Lehne deckte.
Der Zwerg war dabei, einen vierten Pfeil in sein Blasrohr zu stopfen. Ich schleuderte den Stuhl.
Ausweichen konnte der höllische Knirps nicht mehr. Das schwere Möbelstück fegte ihn vom Tisch. Bewußtlos blieb er auf dem Boden liegen. Das Blasrohr rutschte ihm aus den Fingern.
Ich zertrat es in einem Anfall von Wut. Aus der kleinen Hemdtasche schauten die Pfeile hervor.
Ich zog sie heraus. Es waren noch zwei. Beide zerbrach ich. Dann packte ich die Sachen in eine kleine Plastiktüte und steckte sie in die Jackentasche. Ich wollte die Pfeile Maurice Le Brac mitnehmen. Er konnte sie dann an das zuständige Labor weiterleiten.

Zwei bewußtlose Zwerge befanden sich in meiner Gewalt. Sie würden mir einiges erzählen können.

Vielleicht auch etwas über Shao.

Ich überlegte, ob ich Suko dazuholen sollte, nahm aber Abstand davon. Der Chinese hätte sich zu sehr aufgeregt. Besser, ich befragte die beiden allein.

Ich ging ins Bad.

Zwerg Nummer eins war noch immer bewußtlos. Ich hob ihn hoch und wunderte mich, wie leicht dieser kleine Mensch doch war. Aber im Endeffekt war er gefährlicher als ein ausgewachsener Mafiakiller.

Sein Gesicht war jetzt entspannt. Der haßerfüllte Ausdruck daraus war verschwunden. Jetzt sah es nur noch alt und grau aus, mit tiefen Runzeln und Falten sowie einer Haut, die mich an Leder erinnerte.

Im Wohnraum legte ich ihn neben seinen Kumpan auf den Boden, holte Wasser und goß es den Zwergen in die Gesichter.

Dann wartete ich. Ich hatte mir einen Stuhl geholt und mich gesetzt.

Fast gleichzeitig erwachten die beiden aus ihrer Bewußtlosigkeit. Sie wollten aufspringen, doch da waren ihnen meine Hände im Weg, die sie zurückdrückten.

Sie sahen mich, und augenblicklich erschien wieder der haßerfüllte Ausdruck auf ihren Gesichtern. Man merkte es ihnen an, daß sie meinen Tod herbeisehnten.

»Jetzt werden wir uns mal unterhalten«, sagte ich.

Zwerg Nummer eins wollte mich anspeien, doch ich nahm rasch genug den Kopf zur Seite.

»Hast wohl kein Zielwasser getrunken, wie?«

Der Kleine ließ eine Schimpfkanonade los, die sich gewaschen hatte.

Ich wartete. Schließlich wurde es mir zu bunt. Ich fuhr die beiden an: »Jetzt haltet mal eure Mäuler.«

Sie schwiegen tatsächlich.

Ich hatte mir noch eine frische Unterhose übergestreift, so daß ich mich nicht mehr allzu nackt fühlte. Durch das zerbrochene Fenster wehte der Wind und strich kühl über meine Haut.

»Hat euch Belphegor geschickt?« fragte ich.

Schweigen.

Ich lachte. »Er haust unter dem Louvre – oder?«

An ihrer Reaktion erkannte ich, daß ich genau ins Schwarze getroffen hatte.

»Ihr wolltet mich töten?«

»Nein.«

»Was denn?«

Sie kamen beide nicht mehr dazu, näher auf meine Frage einzugehen, denn plötzlich geschah es. Belphegor demonstrierte knallhart und erbarmungslos seine Macht. Aus der Ferne schlug er zu, und er traf

seine beiden Diener.

Durch das Fenster fuhr ein greller Blitzspeer, der sich teilte und seine zwei Opfer fand.

Die beiden Zwerge schrien auf.

Ich sprang von meinem Stuhl, griff nach dem Kreuz und hängte es mir um.

Dann wirbelte ich wieder herum.

Die Zwerge gab es nicht mehr.

Der Blitz hatte sie getötet.

Nur Asche lag auf dem Boden. Ein dünner Rauchfaden kräuselte hoch zur Decke. Der Blitz war verschwunden. Alles schien so zu sein wie zuvor.

Nun wußte ich, wie Belphegor seine Diener bestrafte, wenn sie versagt hatten.

Und ich dachte an Shao. Hoffentlich widerfuhr ihr nicht das gleiche Schicksal.

Ich zog mich an. Wohl war mir in diesen Augenblicken nicht. Der Tod der beiden Zwerge hatte mir deutlich genug gezeigt, daß Belphegor genau über die Schritte seiner Diener informiert war. Wußte er auch über uns Bescheid?

Ich mußte damit rechnen.

In Gedanken versunken zog ich mich an und ging anschließend zu Suko rüber.

Er hatte auch andere Sachen übergeworfen. Staunend schaute er mich an. »Was ist mit dir?«

»Ich muß dir etwas zeigen. Komm mit.«

In meinem Zimmer angekommen, deutete ich schweigend auf die am Boden liegenden Aschereste.

Suko runzelte die Stirn. »Was ist das?«

Ich erklärte es ihm.

»Warum hast du mich nicht geholt?«

»Keine Zeit«, erwiderte ich.

Der Chinese schaute auf die zersplitterte Scheibe. »Wenn ich da an Shao denke, die auch ein Zwerg ist…«

Ich schwieg. Mir fiel nichts mehr ein, womit ich Suko trösten konnte. Gesagt hatte ich alles. Wir mußten uns jetzt voll und ganz auf den Kampf gegen Belphegor konzentrieren, und vielleicht konnten wir Shao dabei retten.

Ich rief an der Rezeption an, und sagte Bescheid, daß die Scheibe gewechselt werden mußte. Den Grund, weshalb sie zerstört worden war, gab ich nicht an. Sie konnten mir den Schaden auf die Rechnung setzen. Das würde Scotland Yard übernehmen.

»Willst du Le Brac holen?« fragte Suko.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, wir berichten ihm, was hier

geschehen ist.«

»Hoffentlich.« Suko starrte dorthin, wo die Asche lag. Er atmete scharf durch die Nase. »Wenn sie versagen, werden sie getötet, einfach so. Wenn Shao…«

Er unterbrach sich. Ich war froh dabei. Suko ging zur Tür, da es geklopft hatte.

Zwei Handwerker betraten das Zimmer. In ihrer Begleitung befand sich jemand vom Hotelpersonal. Ein schnauzbärtiger Jüngling mit dem Gehabe eines Managers. Mir fielen diese Leute auf den Wecker, die immer auf dem Sprung der Karriere-Leiter standen.

Der Mann besah sich den Schaden. »Wir werden Ihnen ein anderes Zimmer geben müssen«, sagte er. »Tun Sie das.«

Er lächelte. »Die Kosten, Monsieur…«

Ich winkte ab. »Werden von mir übernommen.«

Jetzt wirkte sein eingefrorenes Lächeln erleichtert. »Ich danke Ihnen, Monsieur, für Ihr Verständnis.« Er fragte mich nicht, wie es dazu gekommen war, daß die Scheibe zu Bruch ging. Hauptsache, die Rechnung konnte auf der richtigen Seite des Kontos abgebucht werden.

Ich bekam ein neues Zimmer. Nur drei Türen weiter. Einrichtungsmäßig sahen die Räume im Hilton alle gleich aus.

Ich schlüpfte in meinen leichten Sommeranzug, steckte all das ein, was wichtig war und ging dann zu Suko. »Können wir?« Suko nickte.

Mit dem Lift schossen wir wieder in die große Receptionshalle hinab. Diesmal herrschte weniger Betrieb, und sie war direkt gemütlich zu nennen.

Als wir schon auf den Ausgang zusteuerten, stieß Suko mich plötzlich an. »Da, der Kiosk!«

»Was ist denn?«

Suko lief schon hin. Er kaufte eine Zeitung. Einen Schritt vor mir blieb er stehen und drehte das Blatt so herum, daß nur die Titelseite entgegenprangte.

Ich sah erst die Überschrift.

Täuschung oder Wahrheit?

Ich las nicht weiter, denn das Bild unter der Headline sagte genug. Es zeigte den Eiffelturm, über dem ein gewaltiges Skelett schwebte. Und das Skelett kannte ich verdammt gut. Diesen schwarzen Schädel mit den hellen Augen und dem widerlichen Grinsen.

Vor mir sah ich den Schwarzen Tod!

***

Ich riß Suko die Zeitung förmlich aus der Hand und las sie im Stehen. Der Reporter erging sich in Vermutungen und Spekulationen. Tatsache jedoch blieb, daß in der vergangenen Nacht ein gewaltiges

Skelett am Nachthimmel aufgetaucht war, das mit seinen Knochenarmen den Eiffelturm umfaßt hielt. Es hatte zahlreiche Zeugen gegeben, und das Skelett war auch fotographiert worden.

Eine Erklärung hatten die Zeitungsleute auch parat. Man sprach von einer Massensuggestion, von Beeinflussung und von einem makabren Scherz.

Scherz?

Nein, ich wußte es besser.

Gedankenverloren faltete ich die Zeitung wieder zusammen und verstaute sie in der Rocktasche.

»Dann haben wir es also nicht nur mit Belphegor zu tun, sondern auch mit unserem speziellen Freund.« Suko sprach genau das aus, was ich dachte.

»Muß wohl. Komm.«

Wir fuhren in die Tiefgarage. Ein Hotelpage ging mit und zeigte uns, wo der Leihwagen stand.

Der froschgrüne Renault war vollgetankt und mit dem nötigen Kartenmaterial versehen. Einen Stadtplan von Paris würden wir sicherlich brauchen.

Ich fuhr, und Suko saß neben mir wobei er den Stadtplan ausgebreitet auf seinen Knien liegen hatte.

Trotzdem verfuhren wir uns noch. Wir landeten plötzlich an der Ostseite des Bois de Boulogne, fuhren dann nach Norden und bogen am ehemaligen NATO-Hauptquartier nach rechts in die Avenue Foch ein. Sie führte direkt zum Are de Triomphe. Über die Avenue des Champs Elysees näherten wir uns dem Seinebogen. Die Wagen fuhren in Viererreihen, und ich mußte höllisch achtgeben, daß ich mit keinem zusammenstieß, denn der Rechtsverkehr bereitete mir zusätzliche Schwierigkeiten.

Irgendwie packten wir es und fanden das graue Polizeigebäude der Surete.

Ich fand auch eine Parklücke.

An der Anmeldung ließen wir uns mit Inspektor Le Bracs Büro verbinden.

»Ich komme runter«, rief Maurice durch den Hörer.

Er kam. Die Filterlose klebte ihm wieder zwischen den Lippen. Er hatte die Hemdsärmel hochgekrempelt, sein Schlips hing auf halb neun, und das Grinsen war breiter denn je.

»Sie sollten Ihren Glimmstengel mal anzünden«, schlug ich dem Inspektor vor.

Er winkte ab. »Um Himmels willen. Ich bin Nichtraucher.«

»Na denn.«

»Dann kommt mal mit hoch.« Le Brac führte uns zu einem Paternoster. In der vierten Etage stiegen wir aus, gingen durch einen

muffig riechenden Gang, wurden von zwei schicken Mädchen angelächelt, wobei Le Brac die Augen verdrehte und betraten schließlich sein Büro.

»Voilà«, sagte er, »fühlen Sie sich wie zu Hause.«

Das ließ sich schwerlich verwirklichen. Ich kannte besser eingerichtete Büros. Die Nachbarräume waren nicht durch Wände getrennt, sondern durch Glasscheiben. Wir sahen Le Bracs Kollegen an den alten Schreibtischen hocken und telefonieren.

»Gefällt Ihnen nicht, wie?«

Ich schüttelte den Kopf.

Maurice Le Brac hob die Schultern. »Was will man machen? Der Alte ist schuld. Er will all seine Schäfchen im Auge behalten.«

Ich wechselte das Thema, indem ich die Zeitung aus der Tasche zog und das Blatt auf Le Bracs Schreibtisch legte. Ausgebreitet, versteht sich.

Der Inspektor kratzte sich am Kopf. »Na und?« fragte er. »Was soll das?«

»Ich möchte Ihre Meinung wissen, Maurice.«

Er winkte ab. »Kinkerlitzchen«, sagte er.

»Der Meinung bin ich allerdings nicht«, widersprach ich dem französischen Kollegen.

Er schaute mich erstaunt an, räusperte sich und sagte: »Glauben Sie daran?«

»Ja, das Skelett war echt.«

»Niemals, da hat sich jemand einen Scherz erlaubt.«

»Nein.«

»Gut, gut, gut.« Le Brac ging um seinen Schreibtisch herum, wobei er beide Hände hob. »Sie haben Ihre Meinung, ich die meine. Aber Beweise fehlen uns. Sie steht Aussage gegen Aussage.«

»Klasse, Maurice«, antwortete ich. »Aber gleich wird Ihnen Ihr überlegenes Lächeln vergehen, denn ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen, die mir im Hilton vor ungefähr neunzig Minuten widerfahren ist.«

Ich berichtete. Le Bracs Gesicht wurde lang und länger. Er versuchte ein Lächeln, doch es mißlang.

»Und die Zwerge sind zu Asche verbrannt, Maurice. Denken Sie um, Mann. Machen Sie sich damit vertraut, daß wir es diesmal nicht mit normalen Gangstern zu tun haben, sondern mit den Mächten der Finsternis. Mit schrecklichen, alptraumhaften Gestalten aus anderen Dimensionen, die auf die Erde gekommen sind, um die Menschen zu versklaven, sie unter ihre grausame Knute zu zwingen.« Wir verließen Le Bracs Büro.

»Die Zellen liegen im Keller«, erklärte uns der französische Kollege. Er hob die Schultern. »So etwas habe ich auch noch nie erlebt. Die

beiden wollten gar nicht frei sein. Sie bestanden auf Schutzhaft.«

»Sicherlich aus gutem Grund«, bemerkte Suko.

Le Brac ging darauf gar nicht ein. »Wir haben einen Psychologen bestellt, der sich das Paar einmal ansehen soll.«

»Der wird Ihnen auch nichts nutzen«, sagte ich.

Le Brac gab keine Antwort. Mein Erlebnis hatte ihn doch stutzig werden lassen.

Wir erreichten den Keller, passierten zwei Kontrollen und gelangten in den Zellentrakt.

Es roch nach Bohnerwachs und kaltem Zigarettenrauch. Von irgendwoher wehten auch Küchendünste. Der Gang gabelte sich. Wir gingen nach rechts. Links lagen die Zellen für die echten Gangster.

Die Tür war nicht verschlossen. Als wir eintraten, erhoben sich die beiden jungen Leute.

Es war ihnen anzusehen, daß sie etwas Schreckliches durchgemacht hatten.

Besonders in den Gesichtszügen des Mädchens stand das Grauen noch wie eingemeißelt. Colette wich zurück, als wir die Zelle betraten.

Le Brac machte uns bekannt. So etwas wie Hoffnung glomm in den Augen des jungen Mannes auf.

»Sie… Sie glauben uns?« fragte er.

»Ja.«

»Das ist bestimmt ein Trick«, flüsterte Colette.

»Nein, Mademoiselle, es ist kein Trick«, beruhigte ich sie. »Ich bin ebenfalls von den Zwergen angegriffen worden.«

»Und Sie leben?« fragte Roger erstaunt.

»Ja, mit Glück.«

Stühle gab es nicht, und so blieben wir stehen. Auf dem kleinen Tisch lagen einige Zeitungen. In Schutzhaft genommene Personen hatten es besser als normale Untersuchungsgefangene. Sie konnten ihre Zelle auch verlassen.

Ich bot Zigaretten an. Colette nahm ein Stäbchen, während der junge Mann den Kopf schüttelte. Dann berichtete Roger Dolain. Er erzählte von seiner Fahrt nach Paris, wie ihn der Taxifahrer in das Hotel gebracht hatte, er erzählte von der Entdeckung des Skeletts und dann von den furchtbaren Erlebnissen, die er und Colette durchgemacht hatten, als die Zwerge sie verfolgten.

Ich unterbrach ihn mit keinem Wort. Colette saugte nervös an der Zigarette. Die Luft in der Zelle war stickig und rauchgeschwängert. Ich schwitzte. Eine einsame Fliege krabbelte an der Wand hoch und flog in Richtung Deckenlampe, wo sie dann sitzenblieb.

Der Mann aus dem Elsaß hob die schmalen Schultern. »Das war es an sich, Monsieur Sinclair«, sagte er zum Abschluß. »Mehr kann ich Ihnen nicht mitteilen.«

»Haben Sie jemanden von den Zwergen erkannt?«
»Wie meinen Sie das?«
Ich lächelte. »Es waren doch sicherlich nicht nur Männer unter den Verfolgern – oder?«
»Nein, auch Frauen.«
Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, wie Suko zusammenzuckte. Seine Lippen bildeten nur einen Strich. Unter seiner Nase schimmerte ein Schweißfilm.
»Haben Sie etwas Besonderes an diesen Frauen festgestellt?« Vorsichtig näherte ich mich dem eigentlichen Thema.
Doch Suko spielte nicht mit.

***

»Frag ihn doch gleich, ob eine Chinesin dabei war?« platzte er heraus.
Roger Dolain wandte sich an meinen Freund. »Ja, eine Chinesin habe ich gesehen.«
Suko zuckte zusammen. Er verkrampfte sich, als hätte er furchtbare Schmerzen. In diesen schrecklichen Augenblicken tat er mir ungeheuer leid.
Auch Roger merkte, was los war. »Habe ich etwas Falsches gesagt?« fragte er.
»Nein, nein«, erwiderte ich rasch.
Suko atmete tief durch. »Nun ja«, sagte er, »daran ist ja wohl nichts mehr zu ändern.«
Colette schaltete schnell. »Hat diese Chinesin etwas mit Ihnen zu tun?«
Ich gab an Sukos Stelle die Antwort. »Ja, sie ist seine Freundin.«
»O Gott«, flüsterte das Mädchen.
Le Brac schaute betreten zu Boden. Selbst er wußte nicht, was er sagen sollte. Roger glaubte, Suko trösten zu müssen. Er meinte: »Sie hat uns aber nichts getan.«
Der Chinese nickte. »Schon gut«, sagte er rauh.
Ich wechselte das Thema. »Was haben Sie jetzt vor?« wandte ich mich an Roger Dolain.
Der junge Mann schaute Colette an. »Tu, was du für richtig hältst, Roger!«
»Dann bleiben wir hier.«
Le Brac räusperte sich. »Was meinen Sie dazu, Monsieur Sinclair?«
»Ich wäre dafür.«
»Bien, belassen wir es dabei.« Der Inspektor war zufrieden, aber auch überzeugt davon, daß wir recht hatten.
Wir verabschiedeten uns von dem jungen Paar und fuhren hoch in Le Bracs Büro.

Dort bestellte der Inspektor erst einmal einen Kaffee. Seine Sekretärin brachte eine volle Kanne. Der Kaffee war heiß wie die Hölle. Außerdem blieb der Löffel fast stecken.

Wir tranken das bittere Gesöff.

»Und wir gehen in den Louvre«, lächelte Inspektor Le Brac.

»Wieso wir?«

»Ich gehe mit.«

»Es ist zu gefährlich«, warnte ich den französischen Kollegen.

»Nichts da.« Le Brac schüttelte den Kopf. »Jetzt habe ich einmal Blut geleckt. Und daran sind Sie schuld. Deshalb werden Sie auch die Folgen tragen, John.«

Ich hob die Schultern und erwiderte nur: »Bedenken Sie das Risiko, Maurice.«

***

Caroline Potter schrie!

Sie war mitten aus dem Schlaf gerissen worden, fuhr schweißüberströmt hoch und blieb aufrecht in ihrem Bett sitzen.

Der Mond schien durch das kleine Fenster und tauchte das Zimmer in ein seltsam fahles, geisterhaft wirkendes Licht.

Alles war ruhig – nichts hatte sich verändert, und doch war Caroline wach geworden.

Sie schaute sich furchtsam um.

Die Ecken des Raumes waren kaum einzusehen. Dort nistete die Dunkelheit mit ihren tiefen Schatten. Draußen vor dem Fenster fuhr der Nachtwind rauschend durch die dicht belaubten Kronen der Bäume. Dieses Geräusch war eine ewige nächtliche Begleitmusik, und Caroline hatte sich daran schon gewöhnt.

Das also hatte sie nicht geweckt?

Was dann?

Ihr Herz schlug schneller, das Blut rauschte durch die Adern. Sie atmete schwer, und als sie sich bewegte, stellte sie fest, daß das einfache Krankenhausnachthemd an ihrem Körper klebte. So sehr geschwitzt hatte sie.

Bewegungslos blieb das Kind sitzen.

Caroline dachte nach. Plötzlich wußte sie wieder alles. Sie hatte Bilder gesehen. Schreckliche Bilder. Unbeschreibliches Grauen ging davon aus.

Sie sah ein riesiges Skelett und daneben Belphegor, den Dämon mit den kalten Augen.

Aber das war nicht alles.

Zwei Männer befanden sich in der Gewalt des Dämon. Ein dritter lag wie tot am Boden. Die Männer wurden von Zwergen umtanzt, und Caroline hatte schon beide gesehen.

Der blonde war John Sinclair. Der andere war sein Freund, der Chinese.

Was mit ihnen geschah, wußte sie nicht. Denn plötzlich war das Bild wieder verschwunden.

Aber sie wußte eins: John Sinclair befand sich in höchster Gefahr. Und seine Gefährten ebenfalls.

Caroline wollte und mußte helfen.

Aber wie?

Raus kam sie aus dieser Klinik nicht. Auch aus dem Zimmer nicht, denn es war abgeschlossen. Blieb nur noch die Klingel. Sie drehte den Kopf, und ihre Blicke streiften den Knopf. Sollte sie es wagen, obwohl Rita nicht im Haus war? Mit Rita Tushing verstand sie sich am besten. Die Nachtschwester konnte sie nicht leiden. Sarah war ein regelrechter Krankenhausdrachen.

Aber John Sinclair und sein Gefährte mußten gewarnt werden. Die Frage war – wie?

Über Jane Collins lief das am besten. Doch dazu mußte Caroline erst telefonieren. Zellen gab es mehrere in diesem Bau. Allerdings konnte sie nicht einfach aufstehen, hingehen und telefonieren. Caroline mußte sich schon etwas einfallen lassen.

Sie war zwar erst neun Jahre, aber ein sehr aufgewecktes und lebhaftes Mädchen. Zusätzlich eine der Besten in ihrer Klasse. Sie hatte Fantasie und Ideen.

Beides brachte sie ins Spiel.

Caroline schwang ihre Beine aus dem Bett und tappte mit nackten Füßen auf den eingebauten schmalen Wandschrank zu, in dem ihre Kleidung hing.

Das Mädchen öffnete die Tür und hob die Klappe einer kleinen Tasche hoch, die wiederum an der linken Seite des Kleides angenäht war. Dort verwahrte Caroline immer etwas Kleingeld. Es war sozusagen ihre persönliche Spardose. Und das Geld hatte sie auch damals in der anderen Welt nicht verloren.

Caroline nahm das Geld heraus und verbarg die Münzen in ihrer kleinen Faust.

Dann ging sie wieder zum Bett zurück, und bevor sie sich hinlegte, drückte sie den Knopf.

Jetzt schellte es im Schwesternraum.

Doch es tat sich nichts.

Das Mädchen wartete vergebens.

Sie klingelte abermals. Diesmal ließ sie den Daumen länger liegen. Dann legte sie sich wieder zurück.

Und es kam jemand.

An den schweren Schritten erkannte sie Sarah, die Nachtschwester. Ein Schlüssel ratschte im Schloß, und im nächsten Moment flog die

Zimmertür auf.

Vom Gang her fiel Licht durch die Öffnung, die jedoch von der massigen Frauengestalt fast vollständig verdeckt wurde.

»Was willst du?« fragte die Schwester in ihrem »freundlichen« Ton. Sie hatte mal wieder schlechte Laune und mochte es überhaupt nicht, wenn man sie bei der Lektüre eines Liebesschmökers störte.

Caroline gab ihrer Stimme einen ängstlichen Ton, was ihr nicht einmal schwerfiel. »Ich muß zur Toilette.«

»Kannst du das nicht abends machen?«

»Wenn ich aber muß…«

»Okay, steh auf.«

Caroline schwang sich aus dem Bett. Die Schwester beobachtete sie dabei. Sie war fast so breit wie lang und nahm es an Kraft mit fast jedem Mann auf. Vielleicht hatte man ihr auch deshalb den Namen Catcher gegeben. Aber das durfte die Frau nicht hören, es hätte sonst eine Katastrophe gegeben.

Vor der Schwester blieb das Kind stehen. Caroline schaute zu dem Fleischberg hoch. Sie sah sogar den Damenbart auf der Oberlippe zittern.

»Darf ich vorbei?«

»Ja, geh.« Sarah machte Platz. Sie ließ Caroline vorgehen und walzte hinter ihr her.

Die Toilette lag am Ende des Ganges, und gar nicht weit entfernt befand sich auch die erste Telefonzelle.

Das Mädchen verlangsamte seine Schritte, je näher es der Toilette kam.

»Geh schneller«, herrschte Sarah. »Ich habe keine Lust, wegen dir kalten Kaffee zu trinken.«

Caroline schaute über die Schulter zurück. »Entschuldigen Sie, Schwester Sarah, aber es dauert bei mir etwas länger. Tut mir leid. Sie können ja Ihren Kaffee trinken. Ich – ich rufe Sie dann.«

Caroline war innerlich gespannt. Wie würde die Frau reagieren? Würde sie auf ihren Vorschlag eingehen?

Sarah überlegte. Sie dachte an den Kaffee und ihren »spannenden« Liebesroman, der neben der Tasse lag. Dann meinte sie: »Ist gut, Caroline, du kannst mich rufen.« Sie machte auf dem Absatz kehrt, ging ein paar Schritte zurück und verschwand durch eine breite Tür.

Caroline wartete, bis die Tür zugefallen war und huschte dann auf die Telefonzelle zu.

Sie kannte Jane Collins' Nummer nicht, aber in der Zelle lagen die Londoner Telefonbücher. Das Mädchen fand die Nummer der Privatdetektivin ziemlich schnell. Außerdem war der Name fettgedruckt.

Caroline Potter warf die Geldstücke in den Schlitz und begann zu

wählen…

***

Jane Collins schlief.

Aber es war kein fester, tiefer Schlaf, sondern mehr ein Dahindämmern, von schlimmen Träumen geplagt. Sie sah sich eingekreist von schrecklichen Monstern, unheimlichen Kreaturen und zähnefletschenden Raubtieren. Ihr Beruf ließ sich eben auch nicht aus ihrem Unterbewußtsein drängen. Schließlich wurde Jane wach.

Sie war in Schweiß gebadet, das dünne Nachthemd klebte am Körper. Jane warf einen Blick auf die Uhr.

Mitternacht war längst vorbei.

Mit gespreizten Fingern fuhr sie durch ihr langes blondes Haar und stand auf. Sie spürte einen pelzigen Geschmack im Mund und mußte etwas trinken.

Jane ging in die Küche und fand im Kühlschrank eine halb gefüllte Flasche mit Orangensaft. Sie schenkte sich ein Glas ein und leerte es mit langen, durstigen Zügen.

Es war still in der Wohnung. Aus der Diele ertönte das monotone Ticken der Wanduhr.

Und gerade in dieser Stille klang das Schrillen des Telefons doppelt auf. Jane fuhr zusammen. Vor Schreck wäre ihr fast das Glas aus der Hand gerutscht. Sie stellte es weg und lief in den Livingroom zum Telefon, wo sich der Hauptanschluß befand. Einen zweiten Apparat hatte Jane noch im Schlafzimmer stehen.

Sie hob ab. »Collins?«

»Sind Sie es wirklich?«

Jane erkannte die Stimme sofort. Sie gehörte Caroline Potter, dem neunjährigen Mädchen. Sofort wurde die Detektivin wachsam. Wenn Caroline mitten in der Nacht anrief, hatte dies sicherlich einen besonderen Grund. Zum Spaß tat sie das nicht.

»Kann ich dir helfen, Caroline?«

»Ja.« Dann erzählte das Kind von seinem Traum, und Jane Collins hörte genau zu. Sie glaubte dem Mädchen, und sie rechnete auch damit, daß ich mich in großer Gefahr befand.

Als Caroline geendet hatte, fragte Jane: »Wo bist du jetzt?«

»Ich rufe aus der Klinik an.« Sie holte tief Luft. »Und vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, Miß Collins. Holen Sie mich hier heraus, bitte!«

»Ich schwöre es dir«, erwiderte Jane, dann war die Verbindung unterbrochen.

Jane schaute noch einige Sekunden auf den Hörer und legte auf. Der Anruf war in höchster Not erfolgt. Da war sich Jane Collins hundertprozentig sicher.

Sie mußte etwas tun.

Jane hatte schon während des Gesprächs ihren Entschluß gefaßt. Jetzt setzte sie ihn in die Tat um. Sie griff abermals nach dem Hörer und bestellte telefonisch eine Flugkarte nach Paris…

***

Über den Louvre groß zu schreiben, hieße Eulen nach Athen zu tragen. Für mich und auch wohl für viele andere war der Louvre das berühmteste Museum der Welt.

Nicht zuletzt das Bild der Mona Lisa hatte diesen Kulturtempel so berühmt gemacht.

Und unter dem Louvre sollten wir Belphegors Versteck finden. Es klang zwar unglaublich, doch ich hatte keinen Grund, an der Information zu zweifeln.

Inspektor Le Brac war noch immer skeptisch. Eigentlich kam er nur mit, um beweisen zu können, daß wir irren.

Unsere Waffen hatten wir mitgenommen. Ich kam mir bald vor wie ein Soldat. Suko trug auch die Dämonenpeitsche bei sich, die Myxin uns so gern abgenommen hätte.

Aber erpressen ließ ich mich nicht. Nicht von einem Dämon.

Der Louvre liegt direkt an der Seine. Nur die Uferstraße trennt das Gebäude von dem Gewässer. Der Bau selbst war mehrmals unterteilt, er wirkte wie eine offene Gabel, zwischen deren Schenkel sich zahlreiche Grünflächen und Parks befanden.

Wir waren mit unserem Leihwagen gefahren und stellten ihn auf dem Besucherparkplatz ab.

Le Brac schaute auf seine Uhr. »Beeilt euch mit der Suche, ich habe in zwei Stunden eine Verabredung.«

»Die hätten sie sausen lassen müssen«, erwiderte ich.

»Unsinn, die Keller haben wir rasch hinter uns. Wir nehmen uns einen der Wärter…«

»Nein«, sagte ich, »wir gehen allein.«

»Und warum?«

»Weil ich nicht noch mehr Menschen in Gefahr bringen möchte.«

»Wie Sie meinen, John!«

Ich lenkte den Wagen in eine Parktasche, und wir stiegen aus.

Hohe Bäume spendeten Schatten. Es roch nach Blüten und Sommer. Das Museum hatte vor wenigen Minuten geschlossen, und langsam verliefen sich auch die letzten Besucher.

Vor dem Haupteingang blieben wir stehen. Maurice Le Brac hatte unseren Besuch avisiert. Begeistert war man im Louvre nicht gerade. Die Leute, die dort angestellt waren, hielten sich nämlich für den Nabel der Welt. Le Brac hatte mit zwei Direktoren sprechen müssen, bevor er überhaupt eine Erlaubnis bekam, das heilige Gebäude zu betreten. Sogar Le Bracs Chef hatte eingreifen müssen, aber nun waren

die bürokratischen Schwierigkeiten überwunden.

Wir konnten in den »Tempel« hinein.

Der Louvre soll eines der best gesichertsten Gebäude der Welt sein. Von außen sahen wir nichts davon. Es gab eine Klingel, auf die Le Brac seinen Daumen legte. »Bereits jetzt haben uns Fernsehkameras im Visier«, bemerkte er.

Ich nickte.

Dann wurde die Tür von innen aufgezogen. Vor uns stand ein Mann, der sich wie der Fürst von Frankreich persönlich gab und mit seinem Gehabe auch nur in ein Museum paßte.

Sein linkes Augen unter dem Kneifer zuckte. »Sie wünschen?« fragte er ziemlich blasiert.

Le Brac fiel der Knabe wohl ebenso auf den Wecker wie uns. Der Inspektor hatte seine Hände in den Hosentaschen. »Wir sind angemeldet, Monsieur.«

»Und wer sind Sie, bitte?«

»Drei Osterhasen, die sich in der Zeit vertan haben und jetzt ihre Eier verstecken wollen«, antwortete Le Brac und zückte gleichzeitig seinen Ausweis. »Jetzt tun Sie mal nicht so, als ob Ihnen der Tempel hier gehört. Schließlich werden auch Sie von Steuergeldern bezahlt.«

Konsterniert wich der Knabe zurück. Solch einen Ton war er wohl nicht gewohnt. Sein Gesichtsausdruck wurde noch blasierter. Die breiten Nasenflügel begannen zu zittern.

Le Brac ging einfach an dem Wichtigtuer vorbei. Suko folgte ihm, und ich schritt als letzter. Bevor der Knabe die Tür schloß, warf ich noch einen Blick zurück. Warum ich das tat, wußte ich nicht. Vielleicht um einen letzten Blick auf Paris zu werfen. Ich sah das Wasser der Seine und den leichten Dunst, der wie ein Vorhang über dem Fluß schwebte.

Dann standen wir in der hohen Eingangshalle.

Sofort umringten uns mehrere Männer. Die Wärter und Aufpasser. Ein Knabe im schwarzen Anzug trat aus einer Portiersloge und kam auf uns zu. Er trug einen Gesichtsausdruck zur Schau, als käme er soeben von einer Beerdigung.

»Bonjour«, grüßte er mit leiser, kaum verständlicher Stimme und machte einen halben Diener, wobei er noch die Hände gegeneinanderlegte. »Die Herren sind von der Polizei, wie ich annehme.«

»Genau«, sagte Le Brac.

»Mein Name ist Julier. Ich bin Ihnen zugeteilt worden und habe die Ehre, Sie zu begleiten.« Er spielte an seiner Hornbrille. »Darf ich Ihre Ausweise sehen, Messieurs?«

Wir zeigten sie ihm.

Nur Suko hatte keinen.

»Er gehört zu mir«, sagte ich.
»Ähm, ja, also…«
»Das geht schon in Ordnung.« Le Brac stand mir zur Seite.
»Und was Ihre Begleitung anbetrifft, Monsieur Julier, darauf können wir verzichten«, sagte ich. »Wir haben nicht vor, hier Gemälde oder Plastiken zu stehlen. Außerdem interessiert uns nur der Keller.«
»Auch dort stehen wertvolle Dinge«, erwiderte er entrüstet.
»Wie ich schon erwähnte, wir haben keine Absicht, etwas zu stehlen. Sie müssen uns schon allein lassen.«
»Aber was haben Sie denn vor?«
»Werden Sie schon sehen«, antwortete ich. »Wenn Sie uns jetzt den Weg zum Keller zeigen würden.«
»Natürlich, ja. Aber, ich weiß nicht. Kennen Sie sich denn dort aus? Ich meine, die Keller unter dem Louvre sind sehr weit verzweigt, und es ist schwer…«
»Das lassen Sie mal unsere Sorge sein«, sagte Le Brac. »Wir haben uns mit Plänen eingedeckt. Die Stadt war da ziemlich großzügig.«
Der Inspektor hatte nicht gelogen. Man hatte uns tatsächlich einen Grundriß zur Verfügung gestellt. Die Verantwortlichen zeigten sich sehr kooperationsbereit.
»Gut, wenn Sie mir dann bitte folgen wollen.«
Wir wollten. Die anderen sahen uns nach, als wären wir Geister aus einer anderen Welt.
Wir schritten durch hohe, breite Gänge. Hier war allerdings nichts von den ausgestellten Kostbarkeiten und Zeugen der Vergangenheit zu sehen, aber die interessierten mich auch nicht. Ich hatte andere Sorgen.
Ich merkte mir den Weg.
Zweimal bogen wir um eine Ecke, dann standen wir vor einer breiten Holztür, die hinunter in die Kellerräume führte.
Julier meinte: »Wie gesagt, Messieurs, die Keller sind sehr verzweigt. Soll ich nicht doch…«
»Nein«, erwiderte Le Brac. Er hatte nicht einmal seine Zigarette aus dem Mund genommen.
»Wenn ich Sie dann noch bitten dürfte, nicht zu rauchen«, sagte Julier.
»Bin Nichtraucher«, knurrte der Inspektor.
Jetzt fühlte sich Julier wirklich auf den Arm genommen. Le Brac grinste mir zu.
Monsieur Julier schloß die Tür auf.
»Bitte sehr«, sagte er steif. »Wir warten, bis sie zurück sind.«
»Ja, ja, schon gut«, meinte Le Brac und ging vor. Julier knipste noch das Licht an.
Licht aus modernen Leuchtstoffröhren erhellte vor uns die breite,

nach unten führende Treppe.

Über die Schulter rief Le Brac zurück: »Sie können die Tür ruhig schließen.«

Beleidigt drückte Julier sie zu.

Jetzt waren wir unter uns.

Der Inspektor holte die Pläne hervor, nachdem wir die Treppe überwunden hatten. »Mal sehen, wo es langgeht«, sagte er.

Ich half ihm dabei, die Papiere auszubreiten. Dann knieten wir uns hin und beugten uns über die Karte.

Ich bin kein Baufachmann, und solche Zeichnungen sind für mich Böhmische Dörfer, aber ich sah, daß der Keller gewaltige Ausmaße besaß. Mein Optimismus wurde erheblich gedämpft.

Le Brac merkte etwas und lachte. »Gar nicht so einfach, sich hier zurechtzufinden, Kollege.«

»Wem sagen Sie das.«

Wir suchten erst einmal unseren Standort und hatten ihn ziemlich schnell gefunden. Es gab mehrere Hauptgänge, die parallel zueinander liefen und durch Quergänge verbunden waren. Die Aufteilung war an sich sehr einfach und erinnerte mich irgendwie an ein Schachbrett.

Im Louvre waren die Gänge ausgefüllt.

Werke alter Meister standen hier. Skulpturen, Plastiken, alles was oben in den Ausstellungsräumen keinen Platz mehr hatte, wurde im Keller abgestellt und irgendwann einmal ausgetauscht.

Wir suchten den Bauplan genau ab, doch wir fanden keinen Hinweis auf einen weiteren, tiefer gelegenen Keller.

Le Brac richtete sich auf. Er nickte und meinte: »Da werden wir wohl Pech haben.«

Ich schaute ihn aus meiner Froschperspektive an. »Es wird nur länger dauern«, erwiderte ich. »Wir suchen halt. Und ich bin sicher, daß wir den Einstieg finden.«

»Ich nicht.«

»Wollen Sie denn trotzdem noch weiter suchen?« erkundigte sich Suko.

Le Brac nickte heftig. »Natürlich. Ich springe doch jetzt nicht ab. Obwohl ich eigentlich bei den Kollegen sein müßte, die diesen Mordfall im Hotel untersuchen.«

»An die Aussagen des Paares glaubt niemand?« fragte ich.

»Nein.«

»Schätze, daß die Arroganz den Gesetzeshütern noch vergehen wird.«

»Wissen Sie, John, ich werde ja schon als Trottel belächelt, daß ich mit Ihnen gehe.«

»Dann lassen Sie uns wirklich gehen.«

Wir falteten die Karte wieder zusammen, und Le Brac klemmte sie sich unter den Arm. Anschließend gingen wir weiter.

Noch nie im Leben habe ich solch einen gewaltigen Keller gesehen und auch durchsucht.

Es war schlimm.

Wir gingen die Gänge ab, trennten uns sogar und suchten nach einem Einstieg in einen anderen Keller.

Wir fanden nichts.

Glatt und fugenlos präsentierte sich der Boden. Meine Laune sank immer tiefer, während Le Brac mehr und mehr grinste.

Noch einmal breiteten wir die Pläne aus. Wir suchten nun danach, wo solch ein Einstieg sein könnte.

Weiter kamen wir auch nicht.

Ich faltete die Pläne zusammen. »Tut mir leid«, sagte ich. »Aber das hatte ich nicht gewollt.«

Der Inspektor schlug mir auf die Schultern. »Ist egal, John, jeder hat mal Pech. Geht mir auch so.«

Suko sagte nichts. Er starrte dumpf vor sich hin brütend zu Boden und kaute auf seiner Lippe. Pleite auf ganzer Linie. Ich konnte mir denken, wie es in seinem Innern aussah.

Wir schauten uns an.

»Hast du noch eine Idee?« wandte ich mich an den Chinesen.

»Nein, John.«

»Vielleicht gibt es die Zwerge doch nicht«, sagte Le Brac. »Und alles ist nur Einbildung.«

»Und die Toten?« fragte ich.

»Gangsterkrieg.«

»Nein, daran glaube ich nicht. Es gibt die Zwerge, ich habe selbst mit ihnen gekämpft. Sie sind auch hier in der Nähe. Davon bin ich überzeugt.«

»Unsinn.« Le Brac winkte ab. »Kommen Sie, meine Verabredung möchte ich noch einhalten.«

Le Brac machte eine halbe Drehung. Er wollte tatsächlich gehen.

Keiner von uns vernahm das Pfeifen. Und als wir es hörten, war es bereits zu spät.

Da steckte der kleine Pfeil bereits in Le Bracs Hals!

***

Sie hatten auf uns gelauert. Jetzt schlugen sie zu.

Le Brac röchelte. Er riß die Augen weit auf. Seine Hände fuhren hoch, doch mitten in der Bewegung stoppten sie, und der Inspektor brach zusammen.

Schwer fiel er zu Boden.

Wir lagen bereits in Deckung, falls man davon überhaupt reden konnte. Uns so flach wie möglich auf den Boden zu pressen, mußte in diesem Keller reichen.

Diese Zwerge waren verdammt heimtückisch. Wir sahen sie auch nicht, sie mußten irgendwo im Verborgenen lauern.

Le Brac hatte es getroffen.

Still lag er auf dem Boden.

War er tot? Ich wußte es nicht. Traute mich aber nicht, zu ihm zu kriechen, denn dann hätte man mich leicht abschießen können.

Ich lag in einem Quergang, und zwar so dicht am Ende, daß ich ohne Anstrengung in den Hauptgang schauen konnte, wenn ich den Kopf ein wenig vorschob.

Aber wo versteckten sich die Zwerge?

Suko lag in dem Gang gegenüber. Zwischen uns sahen wir den Körper des Inspektors. Le Brac rührte sich nach wie vor nicht. Dieses Gift mußte sofort lähmend wirken, vermutete ich.

Längst hatte ich meine Beretta gezogen. Es war für mich beruhigend, das kühle Metall der Waffe in der Hand zu spüren.

Auch Suko hatte gezogen. Er hob jetzt die Hand und winkte mir zu. Gleichzeitig zuckte er mit den Schultern.

Ich verstand ihn. Suko wußte also auch nicht, wo sich die Zwerge aufhielten. Sie mußten diesen Keller wirklich ausgezeichnet kennen, waren mit jedem Schlupfwinkel und jeder Falle vertraut, während wir praktisch auf dem Präsentierteller lagen.

Nach wie vor war der Keller hell erleuchtet. Normalerweise hatte ich mich immer in dunklen Kellern und Stollen herumgetrieben, aber jetzt lag ich mitten im kalten Leuchtstoffröhrenlicht wie auf dem Präsentierteller.

Verdammt auch.

Ich versuchte, nur durch den Mund zu atmen. Und möglichst lautlos. Staub kitzelte meine Nase, denn der Boden war nicht frisch gebohnert. Was hier unten lagerte und dann nach oben geschafft wurde, mußte wirklich erst entstaubt und gereinigt werden.

Die Minuten verrannen.

Kein Laut verriet die Anwesenheit der Zwerge.

Und doch waren sie da.

Meine Nackenmuskeln zogen sich schmerzhaft zusammen. Ich spürte, wie sich der Schweiß auf dem Rücken sammelte und zu einer widerlich klebrigen Schicht wurde.

Lange wollte ich hier nicht liegenbleiben. Vielleicht sollten wir die Zwerge zu einem Angriff herausfordern, denn gegen einen Feind, den man nicht sieht, kann man sich nicht verteidigen.

Ich schaute zu Suko hinüber, um ihm ein Zeichen zu geben, als mein Blick zwangsläufig die Gestalt des Inspektors streifte.

Zuerst glaubte ich, mich getäuscht zu haben. Ich kniff die Augen zu, öffnete sie wieder und schaute genauer hin.

Es gab keinen Zweifel.

Inspektor Le Brac war geschrumpft!

***

Für mich war es ein regelrechter Schock. Nur mit Mühe konnte ich einen Schrei unterdrücken. Das, was ich sah, war so unheimlich, so unglaublich, daß mir die Worte fehlten.

Mein Herz schlug schneller. Die Erkenntnis traf mich verdammt hart. Nun wußte ich, wie aus normalen Menschen Zwerge gemacht wurden. Wenn ich daran dachte, daß mich die Giftpfeile fast getroffen hätten, wurde mir jetzt noch ganz anders.

In was waren wir da nur hineingeraten.

Ich hob die Hand leicht an. Suko sah die Bewegung und schaute in meine Richtung.

»Le Brac!« flüsterte ich.

Jetzt sah Suko den Inspektor an. Und ihm mußte es ebenso ergehen wie mir.

Er wurde blaß.

Und Le Brac schrumpfte immer mehr zusammen. Er besaß nun noch die Hälfte seiner normalen Körpergröße. Der Schrumpfungsprozeß ging weiter.

Gleichzeitig mit seinem Körper schrumpfte auch die Kleidung. Sie lief regelrecht ein. Es war grauenhaft und unheimlich zugleich, dies mit ansehen zu müssen.

Die Stille, die uns umgab, tat fast körperlich weh. Und deshalb klang das häßliche Kichern doppelt so laut.

Ich warf mich herum, die Waffe machte die Bewegung mit, doch ich sah keinen Gegner.

Sie hielten uns zum Narren.

Suko war ebenfalls aufgestanden. Er ging einen Schritt vor und schaute hastig in den Hauptgang.

Leer!

Suko sprang über den auf die Hälfte geschrumpften Inspektor hinweg und stand dann neben mir.

»So etwas habe ich noch nie erlebt«, flüsterte er.

Ich nickte. »Wir müssen achtgeben, daß sie uns nicht treffen. Aber wenn ich nur wüßte, wo sich die verdammten Geschöpfe aufhalten. Die machen mit uns hier den Narren.«

Während ich sprach, hatte sich Suko umgeschaut. Aber von einem Zwerg war nicht einmal die Nasenspitze zu sehen. Diese Bestien hatten sich unsichtbar gemacht.

»Hier können wir nicht bleiben«, flüsterte ich. »Die können sich ja überall versteckt halten. Hinter jedem Bild, hinter jeder Skulptur und auch in den Regalen.«

Die Regale boten in der Tat ein vorzügliches Versteck. Sie waren

zwar vollgestopft, aber zwischen den aufgestellten Dingen gab es für einen Zwerg noch genügend Platz.

Suko war mit dem Vorschlag einverstanden. Wenn wir etwas erreichen wollten, mußten wir die Zwerge aus der Defensive locken. Ich spürte, daß sie in der Nähe waren. Man kann das Gefühl nicht beschreiben, es hat sich im Laufe der Jahre entwickelt. Aber irgendwie merkt man es, wenn das Grauen in der Nähe lauert. Dann meint man, das Blut würde schneller durch die Adern rinnen, dann steigert sich der Herzschlag und die Rückenhaut spannt sich.

»Wir bleiben aber zusammen«, sagte ich. »Natürlich.«

Wir betraten den Haupteingang. Ich durfte gar nicht nach unten schauen, denn dort lag Le Brac auf dem Boden. Mir reichte er nicht einmal mehr bis zur Hüfte, und auch sein Gesicht hatte sich verändert. Es war alt geworden. Falten und Runzeln durchzogen es. Die Haut sah grau aus. Der Mund wirkte verkniffen, die Lippen lappig. Seine Zigarette hatte er verloren. Sie lag neben ihm – in Normalgröße.

Das Böse hatte uns eingekreist. Ich spürte die Aura der Teuflischen fast körperlich.

Wir gingen weiter. Rücken an Rücken. Ich schritt vorwärts, Suko rückwärts. Schußbereit lagen die mit Silberkugeln geladenen Waffen in unseren Händen.

Wir waren bereit zu kämpfen und uns mit allen Kräften dem Horror entgegenzustellen.

Unsichtbare Arme schienen nach uns greifen zu wollen. In diesem verdammten Museumskeller lauerten die Mächte der Finsternis.

Immer weiter drangen wir vor. Wenn es uns wirklich nicht gelingen sollte, einen dieser verdammten Zwerge oder auch mehrere zu stellen, dann wollten wir wenigstens Inspektor Le Brac mit zurücknehmen.

Aber das waren Zukunftsgedanken, und sie wurden auch von der Gegenwart weggewischt.

Unsere kleinen, höllisch gefährlichen Gegner dachten gar nicht daran, sich zurückzuhalten.

Sie griffen an.

Ich sah den Schatten zuerst. Geduckt hockte er sich zwischen Regal und der hohen Kellerdecke. Ein Gesicht erschien über dem Regalrand, dazu ein kleines Blasrohr, darüber zwei gefährlich funkelnde Augen. Das Gesicht war eine bösartige Grimasse.

»Vorsicht!« schrie ich.

Suko und ich spritzten auseinander.

Wir warfen uns nach rechts und links, prallten beide gegen die Regale. Ich hatte die bessere Position, drehte mich etwas und feuerte.

Der peitschende Knall hallte durch den Keller, genau in dem Augenblick, als der Zwerg den Pfeil auf die Reise schickte.

Meine Kugel war um eine Idee schneller. Sie traf den Zwerg

unterhalb des Blasrohres.

Der kleine Teufel verriß, und der Pfeil flog an meinem Ohr vorbei. Fast hätte er noch das Läppchen berührt, so haarscharf nur entging ich dem grausamen Schicksal.

Sofort sprang ich vor. Duckte mich dabei, um ein möglichst kleines Ziel zu bieten.

Um Suko konnte ich mich jetzt nicht kümmern, denn vor mir sprang aus einem Quergang ein weiterer Zwerg.

Sukos Waffe krachte.

Der Zwerg zuckte zusammen und wurde zu Boden gestoßen.

Ich drehte mich um.

»Danke, Suko!«

Da verzerrte sich sein Gesicht. Die Augen wurden unnatürlich groß, und plötzlich wankte der Chinese.

Er war getroffen.

Ich weiß nicht, was ich in diesen Augenblicken dachte, ich stand nur steif vor Entsetzen.

Schwer fiel Suko zu Boden.

Auf dem Bauch blieb er liegen.

Aus seinem Hals ragte der Schaft des Pfeils.

Was wir unter allen Umständen vermeiden wollten, war eingetreten. Suko hatte es erwischt.

In mir erwachte ein rasender Zorn. Ich sah den Zwerg, wie er abermals sein Blasrohr an die Lippen führte, um mir einen Pfeil entgegenzujagen.

Ich hob die Waffe!

Mein Finger krümmte sich um den Abzug, der Druckpunkt war erreicht. Jetzt!

Da traf mich der Pfeil in den Nacken.

Ich schoß noch, aber die Silberkugel fegte in den Boden und hinterließ dort eine dicke Furche. Wie in Zeitlupe erlebte ich die nächsten Sekunden. Vom Nacken her bis zum Steißbein wurde plötzlich alles steif. Das Gift wirkte rasend schnell. Statt Blut, schien Blei durch meine Adern zu rinnen. Alles begann sich vor meinen Augen zu drehen.

Schattenhaft sah ich zahlreiche Zwerge aus den Quergängen auftauchen, sah die häßlich verzogenen Gesichter. Die kleinen Bestien lachten und tanzten.

Ich wollte den Arm ausstrecken und hineinschlagen zwischen diese Teufel, doch ich schaffte es nicht mehr.

Das Gift wirkte.

Rasend schnell kam der Erdboden auf mich zu. Ich fiel – fiel – und fiel…

Dann wußte ich nichts mehr.

***

Jane Collins war ein mutiges Mädchen, sonst wäre sie nicht Londons erfolgreichste Privatdetektivin, aber sie wußte auch, daß Vorsicht besser als Nachsicht ist. Mit anderen Worten, sie stürzte sich nicht Hals über Kopf in das Paris-Abenteuer, sondern holte sich vorerst Rücksendung.

Und zwar bei Superintendent Powell.

Im Yard traf sie ihn nicht mehr an, aber zu Hause. Sir Powell lag noch nicht im Bett, die Besprechung hatte länger gedauert und sich bis in die Nacht hingezogen.

»Entschuldigen Sie die Störung«, sagte Jane, »aber…«

»Unsinn, Sie rufen ja nicht ohne Grund an. Was kann ich also für Sie tun?«

Jane Collins sprach mit Sir Powell über den Anruf des Mädchens. Und sie sagte ihm auch, daß sie nach Paris fliegen wollte.

»Ich kann Sie nicht daran hindern, Miß Collins. Allerdings wird Mr. Sinclair auch ohne Ihre Hilfe auskommen.«

»Hat er denn schon etwas von sich hören lassen?« fragte Jane.

»Nein.«

»Er ist bestimmt in Gefahr, Sir. Wir müssen etwas unternehmen.«

»Wir haben schon genug unternommen, Miß Collins. John Sinclair ist sogar in offizieller Mission unterwegs, das heißt, er arbeitet mit der französischen Hand in Hand. Ich kann Sie aber nicht im offiziellen Auftrag nach Paris schicken. Die Leute dort würden mich für verrückt halten.«

»Ich fliege trotzdem«, antwortete Jane starrköpfig.

»Daran kann ich Sie nicht hindern. Doch es ist Ihre reine Privatsache.«

»Okay, Sir. Und Gute Nacht.«

Zornig legte Jane Collins auf. Diese bürokratische Halsstarrigkeit regte sie auf, aber gegen Vorschriften und Paragraphen konnte auch ein Mann wie Sir Powell nicht an, obwohl er sicherlich im Innern seines Herzens wünschte, daß auch Jane Collins in den Fall mit eingriff.

Aber allein in Paris? Ohne Unterstützung? Das gefiel Jane Collins nicht gerade. Sie überlegte, wen sie in der französischen Hauptstadt kannte, doch Freunde hatte sie dort nicht.

Und doch gab es in Frankreich einen Mann, der ihr unter Umständen helfen konnte. Aber derjenige wohnte einige hundert Meilen von Paris entfernt.

Der Mann war Professor Zamorra!

Sie hatte ihn vor kurzem kennengelernt und empfand große Bewunderung für den souveränen Parapsychologen. Wenn sie einer unterstützen konnte, dann war er es, zusammen mit seiner reizenden

Mitarbeiterin Nicole Duval. Jane spielte auch mit dem Gedanken, Bill Conolly anzurufen und ihn zu bitten, mitzufahren, aber dann hätte sie mit seiner Frau Sheila Ärger bekommen. Das letzte Abenteuer am Loch Morar steckte ihr sicherlich noch in den Knochen.[4]

Jane Collins dachte darüber nach, ob sie den Parapsychologen jetzt anrufen sollte, doch sie verwarf den Gedanken wieder. Es war schon zu spät geworden.

Vom Pariser Flughafen Orly aus reichte es auch noch. Wenn Zamorra kommen wollte, konnte er sich in eine Maschine setzen und losfliegen.

Ihr Flugzeug startete in knapp drei Stunden. Die Hälfte der Zeit wollte sich die Privatdetektivin noch etwas hinlegen. Sie tat es auch, fand aber keinen Schlaf.

Jane Collins war zu nervös. Zudem ließ sich die innere Unruhe auch nicht abstellen.

Sie machte sich Sorgen um mich und Suko. Caroline Potter hatte nicht umsonst angerufen. Sie war eine Art Medium, sie fühlte instinktiv, wenn sich die Gefahr verdichtete. Sie selbst hatte in der Horrorwelt gelebt und wußte um die Schrecken.

Jane Collins waren sie auch bekannt.

Und deshalb hatte sie Angst…

***

Der ziehende Schmerz im Nacken riß mich aus meiner Bewußtlosigkeit. Ich hörte mich selbst stöhnen, und als ich versuchte, den Kopf zu drehen, gelang mir dies nur mit Mühe.

Es war teuflisch.

Ich öffnete die Augen.

Es ging leichter, als ich dachte. Keine schweren Augendeckel und kein Schmerz in diesen Regionen. Sehen konnte ich trotzdem nichts. Die Dunkelheit umgab mich wie ein Tuch.

Mein Gehirn begann wieder zu arbeiten. Die Ereignisse der Vergangenheit fielen mir ein. Die Durchsuchung des Kellers unter dem Louvre, dann Le Bracs Skepsis, dann das Auftauchen der Zwerge, unser Kampf, den wir schließlich verloren.

Suko fiel mir ein. Wo war er? Ich hatte ihn ebenso fallen sehen wie den Inspektor. Le Brac wirkte wie tot, als er auf dem Boden lag. Ich lebte zwar, aber konnte ich sicher sein, daß Suko ebenfalls nichts passiert war?

Mit Genugtuung stellte ich fest, daß ich nicht gefesselt war. Auch hatte man mir all meine Waffen gelassen. Seltsam. Aber wenn einem der Gegner die Waffen ließ, so gab es für den Gefangenen meistens keine Chance mehr zur Flucht.

Ich wollte wissen, wo Suko war.

Erst einmal faßte ich nach rechts. Meine Finger krochen über den

Boden, suchten einen in der Nähe liegenden Widerstand, fanden ihn aber nicht. Dafür hörte ich während einer kleinen Atempause schleifende Geräusche und dann eine Stimme, die sich über irgend etwas beschwerte.

Ich verstand nur noch ein verdammt.

Das war Suko.

Ich grinste im Dunkeln. »He, wo bleibt deine Kinderstube?« rief ich zischend.

»John?« Die Antwort bestand aus einer Frage.

»Wer denn sonst?«

Suko räusperte sich. »Ist auch immer das gleiche. Kaum erwacht man aus einer Ohnmacht, trifft man dich.«

»Ist doch besser als Belphegor«, gab ich zurück.

Suko lachte spöttisch. »Das ist nicht sicher. Dazu kenne ich Belphegor zu wenig.«

Ich atmete auf. Suko war also okay.

»Wer rutscht zu wem?« fragte ich.

»Ich komme schon«, erwiderte Suko. »Gib nur mal hin und wieder die Richtung an.«

Das tat ich auch. Suko war ein guter Lotse. Er schaffte es in nicht einmal zwei Minuten, mich zu erreichen. Dann spürte ich ihn neben mir.

Suko war ebensowenig gefesselt wie ich. Ich berichtete ihm, wie es mich erwischt hatte.

Da fiel mir Le Brac ein.

»Himmel, wo ist der Inspektor?«

»Keine Ahnung«, sagte Suko.

Hoffentlich war dem Mann nichts zugestoßen. Ich mochte diesen sympathischen Franzosen.

»Wir sollten ihn suchen«, schlug Suko vor.

Damit war ich einverstanden.

Doch soweit kam es gar nicht.

Es wurde hell.

Intervallweise. Wie im Kino. Es begann mit einem düsteren roten Glosen. Um uns herum schienen die Wände zu leben, sie strahlten ihr dämonisches Licht ab und legten es wie einen großen Schleier über uns. Erste Gegenstände schälten sich aus dem geheimnisvollen Licht.

Ich sah mehrere Tische.

Labortische. Auf ihnen standen Reagenzgläser, Glaskolben, Schalen und Tiegel. Dazu Töpfe, Schalen, Flaschen mit Chemikalien – eben alles, was man für ein Labor benötigte.

Doch die Geräte waren nicht modern. Ich hatte alte Zeichnungen gesehen, die Hexenküchen aus dem Mittelalter zeigten. Genauso schaute unsere Umgebung aus.

Hatte man uns in eine alte Hexenküche geschafft?

Das Leuchten drang aus dicken Mauern, denen man ihr Alter ansah. Sie mußten ebenfalls vor Jahrhunderten gebaut worden sein. Überhaupt strömte dieser Keller eine Aura der Vergangenheit aus, aber auch eine Aura des Bösen.

Das fühlte ich.

Noch sahen wir keinen der Zwerge, aber ich war sicher, daß sie in der unmittelbaren Umgebung lauerten.

Mein Blick glitt in die Runde. Ich hatte mich aufgesetzt, sah dann Inspektor Le Brac am Boden liegen und stellte fest, daß er nicht tot war.

Er atmete.

Ein dicker Stein fiel mir vom Herzen.

Doch irgend etwas störte mich. Die Labortische kamen mir so ungewöhnlich hoch vor.

Sukos Stimme unterbrach meine Gedankenkette.

»Denkst du an das, woran auch ich denke?«

»Zum Beispiel?« Meine Stimme zitterte.

»Wir sind kleiner geworden, mein Freund!«

Das war es. Suko sprach genau das aus, was ich dachte. Wir waren geschrumpft. Das teuflische Gift hatte auch vor uns nicht Halt gemacht und seine Wirkung voll entfaltet.

Ich sprang auf. Zuerst wurde mir vom langen Liegen schwindlig, dann aber konnte ich mich fangen, wobei ich mich zusätzlich noch an der Kante eines Labortisches abstützte. Daran merkte ich, wie hoch der Tisch war oder anders herum, wieviel kleiner ich in der letzten Zeit geworden war.

Schrecklich…

Ich tastete nach meiner Waffe.

Auch sie war geschrumpft.

Welch höllischer Prozeß war hier in Gang gesetzt worden? Suko stand ebenfalls auf. Er kam aber nicht zu mir, sondern ging zu Le Brac, kniete sich nieder und schlug ihm leicht gegen die Wangen.

Le Brac öffnete die Augen.

»Kommen Sie«, sagte Suko. »Aufstehen. Schlafen können Sie später noch genug.«

Der Chinese hatte eine herzerfrischende Art, anderen Leuten Mut zu machen.

Le Brac erhob sich tatsächlich, nachdem Suko ihm die Hand gereicht hatte.

Verwundert schaute der Franzose sich um.

Für lange Erklärungen blieb keine Zeit mehr, denn nun tauchte der auf, der sich für all den Schrecken verantwortlich zeigte.

Belphegor!

***

Es hatte den Anschein, als würde er direkt aus der Wand schreiten. Er war nicht allein, sondern wurde von zahlreichen Zwergen begleitet, die ihn abschirmten und ihre Blasrohre schußbereit gegen die Lippen gepreßt hielten.

Keine Chance für uns, die Waffen zu ziehen. Die Pfeile würden immer schneller sein.

Suko schob Inspektor Le Brac auf mich zu. Nebeneinander blieben wir stehen. Wie drei Delinquenten…

Auch Belphegor stoppte. Schweigend musterten wir uns. Wieder einmal schaute ich in die kalten, gnadenlosen Augen. Wie damals beim ersten Zusammentreffen spürte ich die unbeschreibliche Grausamkeit, die seine Augen abstrahlten. Mir wurde angst und bange.

Belphegor trug einen langen Mantel von schwarzer Farbe. Und er hatte eine Art Turban um den Kopf gewickelt. Der Stoff wurde von einem roten Edelstein gehalten, in dem das Feuer der Hölle zu gleißen schien.

Der Dämon kam mir ungeheuer groß vor, aber das lag daran, daß wir um die Hälfte geschrumpft waren und den Zwergen ins Gesicht schauen konnten.

»John Sinclair!« sagte Belphegor und lachte. »Endlich, Sinclair. Endlich habe ich dich. Lange genug hat es ja gedauert. Es war ein weiter Weg von der Mystery School bis hierher, doch wie heißt das alte Sprichwort noch, das ihr auf der Erde habt? Was lange währt, wird endlich gut.«

Ich zeigte keine Angst. »Rede nicht soviel«, erwiderte ich, »sondern komm zur Sache.«

»Langsam, Sinclair, langsam. Erst einmal eine Frage: Wie fühlt ihr euch als Zwerge?«

»Besser als du dir wünscht.«

Sein kaltes, wie aus Marmor gehauenes Gesicht verzerrte sich. Diese Antwort paßte ihm nicht. Er wollte uns winseln sehen, aber den Gefallen taten wir ihm nicht. Verächtlich schauten Suko und ich ihn an. Nur Le Brac hatte Angst. Seine Lippen bewegten sich, obwohl kein Laut aus seinem Mund drang.

Belphegor breitete die Arme aus. »Da du dich so gut fühlst, John Sinclair, werden wir deinen Zustand ändern.« Er machte eine Pause, und ich fragte mich, was er jetzt vorhatte. Er wollte uns sicherlich nicht die Normalgröße zurückgeben.

»Was soll das heißen?« fragte ich.

»Das wirst du gleich sehen. Ich habe übrigens für euch ein besonderes Gefängnis, doch davon später mehr. Zuvor will ich euch eine Überraschung präsentieren. Eine Überraschung, die besonders

deinen chinesischen Freund interessiert. Hattest du nicht aus Hongkong eine kleine Freundin mitgebracht?« fragte er höhnisch.

Suko versteifte sich. Ich warf ihm einen raschen Blick zu und sah, daß sein Gesicht kantig wurde.

»Mach jetzt keinen Unsinn!« flüsterte ich.

»Ich bring ihn um!« zischte Suko.

Der Dämon lachte. »Stimmt es, oder stimmt es nicht?« fragte er lauernd.

»Es stimmt«, preßte Suko hervor.

»Du hast lange auf das Mädchen verzichten müssen«, sprach Belphegor weiter. »Da ich kein Unmensch bin, will ich dir die Kleine gern zeigen. Allerdings hat sie sich etwas verändert. Sowohl körperlich als auch seelisch. Sie gehört zu uns.« Er lachte.

Suko stand neben mir. Ich spürte, wie er zitterte. In seinem Innern mußte die Hölle toben. Einige Wochen hatte er auf diesen Augenblick gewartet, sich aber auch davor gefürchtet.

Wie würde Shao reagieren?

Hinter dem Dämon entstand Gedränge. Einige Zwerge traten zur Seite, um einer Frau Platz zu machen.

Sie drängte sich durch.

Suko stöhnte auf.

Mein Gott, wie gern hätte ich ihm jetzt geholfen, aber ich konnte nicht, war so verdammt hilflos wie er – und wurde geschockt.

Wir sahen Shao.

Etwa drei Schritte vor uns blieb sie stehen.

Sie war nicht mehr wie früher. Zwar so groß wie wir, aber mit einem Gesicht versehen, in dem sich das Böse spiegelte. Sie war im Land der Verlorenen zu einer anderen gemacht worden.

Welch ein Grauen…

»Shao«, flüsterte Suko. »Liebste Shao. Ich…« Er setzte sich in Bewegung, ging auf sie zu.

Ich wollte ihn noch zurückhalten, doch meine Hand griff ins Leere.

»Shao, bitte«, flüsterte der Chinese. »Komm zu mir. Ich will mit dir gehen, du brauchst nicht mehr…« Suko warf alles durcheinander. Der Anblick hatte ihn hart getroffen. Er war am Boden zerstört.

Die Chinesin verzog den Mund. Ein grausames Lächeln kerbte ihre Lippen. »Was willst du?« knurrte sie tief in der Kehle.

Suko blieb stehen. »Dich will ich. Wen denn sonst. Denk an die Zeiten, als wir zusammen waren. Du kannst…«

»Halt deinen Mund!«

»Shao, bitte!« Suko schritt vor.

Da schrie sie auf. »Haltet mir den Bastard vom Leib. Ich will ihn nicht mehr sehen.«

Ich hielt den Atem an.

Belphegor lachte.

Dieses Lachen dröhnte widerlich laut durch das unterirdische Labor, steigerte sich noch und wurde zum Siegesgesang des Teufels.

Suko aber hatte nur Augen für Shao. Er schaute sie an, schüttelte den Kopf, machte eine hilflose Armbewegung, drehte sich halb und brach zusammen.

Es war selbst für ihn zuviel gewesen.

Shao aber ging auf ihn zu und trat ihm in die Seite. »Jetzt weißt du, was ich von dir halte, Bastard«, sagte sie.

Und ich wußte, daß wir verloren waren…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe Gespenster Krimi Nr. 188 »Der Hexer mit der Flammenpeitsche«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 61 »Kino des Schreckens«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 55 »Todeszone London«

[4]Siehe John Sinclair Nr. 56 »Das Ungeheuer von Loch Morar«